4. u. 5. HEFT. 28. JANUAR. 1909.

Reichskanzler Fürst Bülow:

Zum Tode Wildenbruchs.

Nachdem in den Tageblättern beim Ableben Ernst von Wildenbruchs so viele Stimmen literarischer Kritik laut geworden sind, hatte der Herausgeber den Wunsch, Wildenbruchs Bedeutung nunmehr auch von einem Staatsmann gewürdigt zu sehen. Er bat den Fürsten Bülow um einige Worte des Gedenkens, und der Herr Reichskanzler hatte die Liebenswürdigkeit, ihm folgendes zu schreiben:

> Die Zeitungen haben beim Tode Wildenbruchs so viele schöne und verständnisvolle Würdigungen seiner Persönlichkeit veröffentlicht, daß ich das Gefühl habe, es bleibe kaum noch etwas zu sagen.
>
> Ganz allgemein hat sich die Empfindung geltend gemacht, daß Wildenbruchs Tod einen nationalen Verlust bedeutet.
>
> Ich selber teile diese Empfindung.

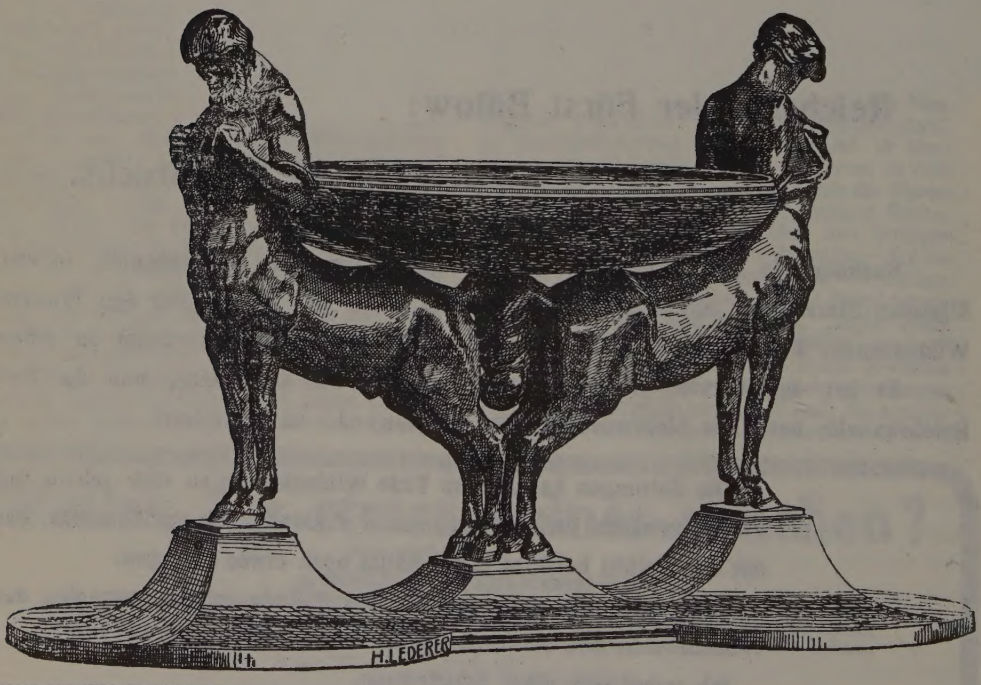
Ich glaube, daß sein begeisterndes Wort noch manches Mal uns fehlen wird, wenn es gilt, das Volk mit vaterländischen Gedanken zu erfüllen;

ich glaube, daß wir ihn noch oft vermissen werden, wenn die Nation aufrichtenden Zuspruchs bedarf; und ich meine, daß wir ihn auch da entbehren werden, wo Entrüstung gegen Niedrigkeit und Gemeinheit ehrlichen und vornehmen Ausdruck sucht.

Es war eine reine und klare Flamme, die in seinem Herzen brannte.

Daß sie so früh erloschen ist, werden wir alle noch lange beklagen.

Berlin, den 23. Januar 1909. Bülow.



4. u. 5. HEFT. 28. JANUAR. 1909.

Deutsche Kulturbeziehungen zum Ausland.

Von

A. Wirth.

Seit der Zeit Ludwigs XIV. wurde französische Tracht und Baukunst und Sprache, sowie französische Sitte und Etikette in ganz Europa vorherrschend. Die Erfolge Napoleons erweiterten den Einflußkreis der französischen Bildung, der auch Südamerika erlag. Noch jetzt dauert der Einfluß und gewinnt noch immer, wie in Japan und Nordamerika, neuen Boden. Daneben ist aber in der Gegenwart englische Tracht und Sprache aufgekommen; englische Spiele und Gewohnheiten haben den halben Erdkreis erobert. In Ostasien haben britische Diplomaten schon zu verschiedenen Malen den Anspruch erhoben, daß das Idiom Shakespeares, das ja tatsächlich dort im internationalen Verkehr die Hauptgeltung hat, der Sprache Voltaires und Talleyrands vorangehen solle. Auf militärische und politische Errungenschaften folgen in der Regel auch die kulturellen. Nach 1871 wurde Deutschland ein Lehrmeister der Völker. Es schickte Militärinstrukteure nach Rumänien und der Türkei, nach Japan und China, nach Chile und Argentinien; Offiziere aus aller Herren Länder dienten in unsern Regimentern und auf unseren Kriegsschiffen. In Japan geschah der Wechsel von den französischen Instrukteuren, die man trotz Sedan und Metz zu berufen fortgefahren hatte, zu den deutschen Offizieren Anfang der achtziger Jahre. Es waren die Herren von Meckel, der später als Generalquartiermeister in Mainz starb, von Blankenburg und von Grütschreiber. In China zeichneten sich die Herren

von Hanneken und von Reitzenstein aus. Die nach Chile 1896 entsandten Instrukteure, fast dreißig an Zahl, wurden persönlich vom Kaiser darauf hingewiesen, daß sie da drüben in der neuen Welt deutscher Art eine neue Stätte und neue Ehre bereiten sollten. Selbst bis in das koreanische Heerwesen ist das deutsche Vorbild gedrungen. Ich habe selbst im Jahre 1895 zu Söul durch den Oberstleutnant Kussunose die „Kurentai" nach dem Vierbataillonssystem exerzieren sehen, das damals bei uns aufgekommen war, und allerdings sehr bald wieder fallen gelassen wurde.

Häufiger wird der Einfluß gepriesen, den deutsche Wissenschaft, Kunst und Technik in der Fremde erworben hat. Es fehlt jedoch an einer zusammenhängenden Darstellung. Der Stoff ist ungeheuer vielfältig und zerklüftet. Gar manches ist in Biographien zu finden. Was deutsche Führer in Amerika geleistet, was unsere Forscher in Afrika oder Südasien gefunden — so erzählt Ehlers, daß der Name Bismarcks in Hinterindien bekannt war, so wissen wir aus Kolonialabenteuern, daß so manche deutsche Worte schon in das Suaheli eingedrungen sind — was deutsche Naturwissenschafter und Philologen in Rußland, was unsere Musiker in Ostasien erfahren haben: all das liefert uns Bausteine zu einer Erkenntnis jenes gewaltigen Kulturstromes, der von unserer Heimat in alle Welt ausging. Dann gibt es eine Menge von spezialistischen Einzelschriften. Dr. Rehn stellte Beziehungen deutscher und amerikanischer Medizin zusammen. Friedrich Correll arbeitete eine Denkschrift über Silos aus, in der er Erfindungen der deutschen Mühlenindustrie in Amerika verfolgte. Deutsche Chemiker und Physiker, Philologen und Philosophen führten aus, was in ihrer jeweiligen Wissenschaft Amerika uns verdanke. Münsterberg hat dann in einem (vielleicht zu idealistisch gefärbten) Kolossalgemälde derartige Studien zusammengefaßt. Wieder andere haben die deutschen Einwirkungen auf Italien, auf Frankreich, auf Rußland, auf Japan darzustellen unternommen, aber fast stets nur auf einem bestimmten Gebiete. Von Zusammenfassung sind wir also noch weit entfernt.

Besondere Beachtung verdient das Vorschreiten deutscher Bildung in Osteuropa. Politisch mag sich der Gegensatz zwischen Slawen und Germanen seit einem Menschenalter verschärft haben: kulturell ist er dagegen überbrückt worden. Genau so wie römische und romanische Bildung Mitteleuropa bezwang, so hat wiederum seinerseits die deutsche Kultur im Osten des Erdteils Fuß gefaßt. Der Vorgang beginnt schon sehr früh. Südrussische Städte hatten Soester oder Magdeburger Stadtrecht. Die Hansen kamen nach Nowgorod; deutsche Kaufleute besuchten Prag, Krakau und Kiew. Durch den Deutschen Orden, durch Lübeck und verschiedene deutsche Kleinstaaten wurde der slawische Nordosten dem Christentum zugeführt. Im Südosten wirkten sogar slawische Fürsten, wie der Przemysl Ottokar, germanisatorisch. Ivan der Schreckliche ließ englische Handwerker kommen. Neben den Slawen wurden die Littauer und Esthen mit deutscher Bildung befruchtet. Sie machten auch den Übergang von der katholischen zur protestantischen Kirche mit. Durch Peter den Großen wurde neuerdings der Befruchtungsprozeß aufgenommen und erweitert. Die Balten wurden dem Zarenreiche einverleibt. Die Folge

war, daß in Heer und Verwaltung, in Diplomatie, in Universität und der Welt der Technik unsere baltischen Volksgenossen eine maßgebende Stellung erlangten. Dazu wurden die Beziehungen zu Reichsdeutschen Staaten immer enger und häufiger. In dem heutigen Russisch sind eine ganze Unmenge deutscher Lehnwörter enthalten. Allerdings ist zuzugestehen, daß auch französische, holländische und italienische Einflüsse sich geltend machten, und daß in der Gegenwart das Bestreben bemerkbar wird, die Fremdwörter möglichst auszumerzen. „Kübelweise", sagt Turgenieff, „goß Peter der Große westeuropäische Kultur in das russische Volk, wohl wissend, daß dessen Gesundheit stark genug sei, um das Fremdwesen zu verdauen." Wenn aber der äußeren Form nach die slawischen Staaten der Gegenwart national geworden sind, so ist doch dem Wesen nach zum mindesten Wissenschaft und Technik in Petersburg, Prag, Warschau und Sofia deutsch.

Seit ungefähr zwanzig Jahren dringt unsere Kultur auf dem Balkan vor. Bulgaren und Montenegriner lernen Deutsch. In Bukarest, Sofia und Konstantinopel erscheinen deutsche Zeitungen. In Nordalbanien verbreiten die katholischen Priester unsere Sprache. Selbst in Griechenland beginnt sie neben dem Französischen mächtig zu werden. In der Türkei vollends ist sie die Mode des Tages geworden, wenn sie auch noch lange nicht Französisch und Italienisch verdrängt hat. Was unsere Generale, Moltke, Kamphövener, Goltz, was die Ärzte Riedel, Düring und Mordtmann geleistet, ist der Welt bekannt. Die Anatolische Bahn hat einen fruchtbaren Strom deutscher Arbeit und deutschen Wissens nach Vorderasien geleitet.

Etwas von diesem Strome hat auch Persien bekommen, das von Deutschösterreichern viel gelernt hat. In Syrien hat das Beispiel der Templer und der nie abbrechende Pilgerzuzug einiges gewirkt. Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir in Indien Hunderte von deutschen Kaufleuten und eine Reihe von Elektrikern und Ärzten, ferner eine kleine, aber berühmte Schar von Professoren, meist Sanskritisten, die an indischen Universitäten lehren. Mit China haben wir Beziehungen seit der Fahrt des Admirals Grafen Eulenburg Anfang der 60iger Jahre. Der Einfluß aber, den China auf unser Kulturleben ausübte, ist weit bedeutender gewesen, als unsere Einwirkung auf die chinesische Bildung. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein deutscher Missionar, Gützlaff, der später eine Geschichte Chinas geschrieben hat, insofern mit einen Anstoß zur Taiping-Revolution gab, als der oberste Führer der Taiping bei ihm in die Schule gegangen sein soll, wodurch er angeregt worden sei, christliche Lehren zur Umgestaltung Ostasiens zu benutzen. Von Missionaren nenne ich weiter Faber, der wie kaum ein anderer in den entlegensten Winkeln und Buchten jenes Ozeanes, den die chinesische Literatur darstellt, Bescheid weiß. In Indien ist es mir begegnet, daß ein einfacher Postbeamter mich als Deutschen freundlich begrüßte, da ja unsere Nation die anerkannte Meisterin altindischer Forschung sei. Ähnlich schmeichelt es auch den Chinesen, sei ihr Eigendünkel noch so robust und undurchdringlich, wenn Fremde sich um ihre klassischen Schriften bekümmern. Die zwar kleine, aber auserlesene Schar unserer Sinologen, eines

von der Gabelentz, eines Hirth, Grube, Conrady, Florenz und C. W. F. Müller hat nicht wenig dazu beigetragen, China und Deutschland einander freundlich geneigt zu machen. Einen unserer Sinologen, Dr. Francke, hat sogar die chinesische Gesandtschaft in Berlin zu ihrem Dragoman erkoren. Ein sehr guter Kenner nicht nur ostasiatischer, sondern aller asiatischen Sprachen ist auch der Dragoman unserer deutschen Gesandtschaft in Peking, Herr Krebs; nur ist er freilich wenig aus seiner Studierstube herausgetreten, während sonst unsere Sinologen sich gern und geschickt im weiten Weltleben tummeln. In jüngster Zeit sind chinesische Offiziere in nicht ganz kleiner Zahl zu uns gekommen, um zeitweilig in deutsche Regimenter einzutreten. Maßgebend wäre fast der deutsche Einfluß in dem chinesischen Seezollamte geworden, das ja neben einer rein kommerziellen und verwaltungstechnischen Tätigkeit auch eine rein wissenschaftliche statistischer, nationalökonomischer, medizinischer, metereologischer und topographischer Art pflegt. Neben Sir Robert Hart war lange Zeit Herr Detring der mächtigste Mann im Seezollamt, und man sagt, daß Hart nur deshalb so viele Jahre nicht auf Urlaub ging, weil er besorgte, daß in seiner Abwesenheit Detring zum I. G. (Inspector General) ernannt würde. Anfang 1895 wurde sogar Detring mit den Friedensverhandlungen mit Japan betraut. Von greifbaren kulturellen Beziehungen ist endlich die Sendung C. W. F. Müllers anzuführen, der während der Boxerunruhen großartige Sammeltätigkeit in Peking ausübte, und weiter die Stellung Professor A. Fischers, der als eine Art Kulturattaché unserer Gesandtschaft in Peking in amtlichen Auftrage chinesische Kunst und Wissenschaft zu studieren hat.

Weit wichtiger noch ist das Ergebnis der deutschen Arbeit in Japan. Schon in der holländischen Zeit beginnen die Spuren dieser Arbeit. Der Arzt Siebold, der in holländischen Diensten war und gute Gelegenheit zum Forschen hatte, ist der Erste nach Kämpfer, der einen Gesamtüberblick über die Geschichte, Natur und Kultur des fernen Inselreiches gab. Es ist bezeichnend, daß nicht wir selbst, sondern daß Fremde das Einströmen deutscher Wissenschaft in das Land des Mikados vermittelt haben. Ein Holländer, Hoffmann, war der erste Professor der Medizin in Tokio. Aber er lehrte in deutscher Sprache. In Zukunft ist dann die deutsche Sprache für die ganze medizinische Fakultät maßgebend geworden. Hunderte von japanischen Ärzten sprechen fließend Deutsch. Aoyama und Kitosato stehen auf den Schultern der deutschen Forscher Koch und Behring. Auch für Sprachen und Nationalökonomie und Recht ist Deutschland Vorbild gewesen. Das Inselreich hat unser bürgerliches Gesetzbuch — mit einigen Veränderungen, wie sie namentlich die eigentümlichen einheimischen Erbverhältnisse bedingten — früher eingeführt, als wir selbst. Bloß das Patentrecht ist ein bodenständiges Gewächs, nicht gerade zum Vorteil der japanischen Reputation, insofern Patentverletzungen und Mißbrauch von Handelsmarken viel zu linde gestraft wird. Professor Florenz, einer der bedeutendsten Sinologen der Gegenwart und einer der vielseitigsten Sprachforscher — er beherrscht die Idiome Vorderasiens und Sanskrit, dazu Türkisch, ostasiatische Sprachen und Malaiisch — trägt seine linguistischen Vorlesungen auf Deutsch vor. Ebenso Lönholm, der sich jetz

als Patentanwalt aufgetan hat, einst seine Vorlesungen über Volkswirtschaft. Dagegen trugen der Balte von Köbner und Ludwig Rieß, sowie auch die deutschen Missionare Philosophie, Geschichte und Theologie auf Englisch vor, ebenso der Münchener Löw Biologie, Graßmann und Jansen Forstwissenschaft; ich meine jedoch, daß bei einiger Zähigkeit auch auf diesen Gebieten unsere Sprache hätte zur Geltung gebracht werden können. Im übrigen verweise ich, was das Wirken einzelner hervorragender Landsleute anbetrifft, auf ein tüchtiges Buch, das jüngst erschienen ist: Das Kaiserreich Japan von Paalzow. Besondere Erwähnung verdient jedoch die Deutsch-Ostasiatische Gesellschaft zu Tokio, von der eine reiche Flut wissenschaftlicher Anregungen auf das Inselreich ausgeströmt ist. Bei der Gesellschaft waren die japanischen Mitglieder entschieden die Nehmenden. Sonst aber hat „das Land der zehntausend Inseln" ebensoviel gegeben. Unsere Landsleute haben fleißig in ihre Scheuern gesammelt, und haben mit Eifer die Kenntnis des Inselreiches uns vermittelt. Florenz hat das Nihongi übersetzt, die wichtigste Quelle über die Urgeschichte Japans. Bälz hat die Gesamtwissenschaft um wichtige Funde ostasiatischer Anthropologie bereichert. Auch ist von den japanischen Historikern Neues ausgegangen, das bei uns mit Dank verwertet wurde. Shiroa und Professor Lange vom orientalischen Seminar haben zusammen die neueste Geschichte von Japan bearbeitet; von Murakami sind wichtige archivalische Aufschlüsse über Formosa und die Philippinen zu erwarten. Auch ist naturgemäß unsere Botanik und Geologie durch japanische Gelehrte befruchtet worden.

Über unsere Kulturbeziehungen zu Amerika kann ich mich kurz fassen, nicht, weil sie unbedeutend wären — im Gegenteil! Sondern weil sie schon gut erforscht und oft behandelt sind. Ich brauche bloß auf das bekannte Buch Münsterbergs zu verweisen, das vielleicht nur darin irrt, daß es den Einfluß unserer Kultur eher unter- als übertreibt. Wenig ist dagegen für Mexiko und das lateinische Amerika getan. Und doch gibt es Leute in Mexiko, an erster Stelle Porfirio Diaz selber, sowie in Venezuela, die alles von der deutschen Kultur erwarten, und doch wimmelt es in München und Berlin von südamerikanischen Studenten. In St. Jago, wie auch in Buenos Aires gibt es angesehene wissenschaftliche Gesellschaften, die von Deutschen gegründet wurden, bei denen jedoch auch gar manche Chilenen und Argentinier Mitglieder sind. Zusammenfassende Arbeiten über unsere Kultur im lateinischen Amerika gibt es nicht. Für Mexiko, Mittelamerika und das nördlichste Südamerika findet man einiges in dem Büchlein von Wilhelm Winzer „Das Deutschtum in Mexiko und Mittelamerika", für Chile in dem leider etwas veralteten Werkchen von Johannes Unold „Das Deutschtum in Chile", für Brasilien in dem jüngst erschienenen trefflichen Buche von Wettstein, in dem enzyklopädischen Buche Canstatts und in zahlreichen anderen Schriften, die namentlich auf Veranlassung deutsch-brasilischer Auswanderer-Gesellschaften, wie der Hansa, geschrieben wurden.

Eine dankbare Arbeit wäre es, auch im europäischen Auslande das Wirken unserer Landsleute und das Umsichgreifen deutscher Kultur zu verfolgen. Man müßte auf die

Kruppsche Niederlassung in Bilbao und das deutsche Kapital in italienischen Banken verweisen, müßte das Wachsen unserer Kaufleute und Banken in der City schildern, müßte von den kaiserlichen archäologischen Instituten in Rom und Athen erzählen, müßte hervorheben, daß in jüngster Zeit skandinavische Künstler nicht mehr so sehr nach Paris, wie nach Berlin und München gehen, müßte die ungeheuere Macht Richard Wagners und Nietzsches auf die Gemüter unserer Nachbarn schildern. allein das wäre une mer à boire. Wer wagt sich an den Ozean?

Hans von Bülow.

Von

Herbert Eulenberg.

Man denke sich dieses Bild: Eine festlich gekleidete Gesellschaft in einem Abendkonzert in der Berliner Philharmonie. Alle elektrischen Lichter an den Wänden glühen, der große glitzernde Kronenleuchter zittert vor Erwartung über dem Ganzen. Alles, die Damen in ausgeschnittenen hellen Kleidern, Schmuck an Hals, Haar und Händen und die Herren in schwarzen Fräcken mit weißen Kragen und Binden, schaut gespannt auf das Kapellmeisterpult. Nach einer langen Krankheit soll heute wiederum Hans von Bülow, „freier Bürger der Stadt Hamburg“ oder wie er sich auch nach der Entziehung seines Hofkapellmeistertitels gerne nennt, „deutscher Volkskapellmeister und Volkspianist“, ein Berliner Philharmoniekonzert leiten. Die Musikanten stimmen ihre Instrumente, wie Soldaten vor einer Schlacht ihre Waffen prüfen, und alle kratzen, flöten, blasen, schrauben und hämmern drauf los. Die elektrischen Glühbirnen am Pulte des Kapellmeisters werden angedreht und beleuchten das Notenheft, das darauf liegt. Flugs richten sich alle Operngläser von oben aus den Galerien darauf, und man entdeckt zu seinem Erstaunen und Ergötzen die Aufschrift: „Sinfonien des Grafen Bolko von Hochberg“. Eine stille schmunzelnde Heiterkeit geht durch den ganzen Saal und vermischt sich mit der Katzenmusik der Stimmenden zu einer allgemeinen, jeden seltsam berührenden Ironie. Plötzlich verstummt das Orchester, wie der Donner verklingt, wenn der Blitz erscheint. Hans von Bülow kommt, jubelnd und schreiend und klatschend vom Publikum empfangen. Er ist ganz bleich im Gesicht, fast so weiß wie der Knebelbart, der ihm dünn am Kinn herunterhängt; seine kleinen scharfen Augen unter den etwas schweren Lidern phosphoreszieren. Nie seit dem Tode Don Quixotes sah die Menschheit wieder so einen der Ihrigen traurig überlegen und verdreht aus den Augen schauen. Er wendet sich zum Publikum und hebt wie zum Dank einmal die Arme gegen es gleich einem Schwimmer,

gleich Leander, ehe er sich in das Meer zwischen ihm und seiner Geliebten stürzt. Dann nimmt er unter Gelächter das Notenheft des Grafen vom Pult herunter, wirft es vor seine Füße, stellt sich darauf und zieht, weiße Glacéhandschuhe an den Fingern, den elfenbeinernen Taktstock aus der Fracktasche. Er klopft an und alles schweigt wie in der Kirche. Das Orchester horcht auf wie Pferde bei einem Wettrennen auf das Zeichen, daß die Schranke fällt. Aber plötzlich, als sei ihm etwas ganz Wichtiges noch eingefallen, klopft Bülow wieder ab, wendet sich zum Publikum zurück und beginnt zu sprechen: „Meine Damen und Herren! Wir werden uns erlauben, Ihnen die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuspielen. Diese Musik gehört freilich mehr ins Theater als in dieses Milieu. Insofern könnte einer sagen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! oder: Bülow, kümmere dich um Brahms! Aber mein alter Freund und Zirkusdirektor Hülsen hat aus Freude über meine Wiedergenesung definitiv auf die gute Wiedergabe dieser Partitur an der Königlichen Opernkaserne unter den Linden verzichtet. Wir werden uns also angesichts dieser höchsten Genehmigung mit einem dankbaren Blick nach oben für Wagner gestatten, Ihnen das Werk, wie es ist, ohne die bisherigen gutgemeinten, aber unmusikalischen Zutaten zu produzieren. Der Allerhöchste stehe unsern Bläsern bei! Darf ich bitten, meine Herren!“

Sprach's und drehte sich unter dem Lachen und lautem Beifallrufen der Menge im Saale ans Orchester zurück, klopfte von neuem an und begann die Ouvertüre aus dem Kopf zu dirigieren. Und siehe, der Zirkusdirektor, der er selber beinahe mit seinen Redepurzelbäumen und seinen Ankündigungen in der musikalischen Reitbahn vor dem Publikum gewesen war, wurde zum Künstler, zum Mittler und Götterboten zwischen dem Olymp und Böotien, riß wie ein Magnetiseur an seinem funkelnden Taktstock alle Seelen, die spielenden und die lauschenden, in die Höhe, und solange er am Pult stand, jeder Zoll ein Musiker, zweifelte man, ob Paulus oder Christus der Größere wäre.

Trat er dann aus dem Lichtkreis fort wie Faust von den Geistern, die er beschworen hatte, naß am ganzen Leibe gleich dem Patriarchen, der mit den Engeln gerungen, so lohnte ihn ein dröhnendes Brüllen und Klatschen aller satt gewordenen Bestien ringsum. Damen weinten und winkten mit den Tüchern, und „Bülow!“, dieser Name, der laut geschrien wie der wilde Kriegsruf von Wenden und Kosaken klang, hallte es dann von allen Plätzen. Diesen stark duftenden Dank nahm der schwache zarte Mensch, der frierend und zitternd wie Friedrich der Große nach Leuthen in seinen Mantel kroch, in seine einsame Höhle mit. Die lag für ihn, den ewig reisenden Handwerksburschen und Nomaden, meist in irgendeinem Hotel, wo ihn Kellner, Hausknechte und Portiers, diese nur auf unsere Börse blickende schwarze Schar, zu deren Hochachtung er häufig nachgemachte Orden trug, mit kalten Knicksen empfingen.

Schnell schluckte der Einsame zwischen fünf russischen Zigaretten ein lieblos zurechtgekochtes Souper herunter und schrieb bei dem Kaffee an die ferne Frau ein kurzes Briefchen in seinem gehetzten schnellatmigen fin-de siècle-Stil, halb deutsch, halb französisch wie

der alte Fritz: „Liebe Marie! Das Haus war heute ausverkauft. Tout considéré ein Bombenerfolg für mir, wie der alte Wrangel doppelsinnig sagte, als er Generalfeldmarschall geworden war. Genug für heute! Die Hand versagt mir — aus Mangel oberer Leitung. Auch abgesehen davon macht mich die Einsamkeit d. h. Deine Nichtgegenwart unsäglich traurig. Wie viel böse Stunden muß ich verleben. O — o — oh! (Barbier von Bagdad — tiefes Aß.) Morgen will ich noch ins Theater: Der Volksfeind oder Coriolan in Krähwinkel, wie ich es getauft habe, von Ibsen, den ich, vous savez, sehr schätze. Leb wohl für heute! Dein Dir furchtbar attachierter armer Lebensgefährte Hans.“ Hernach kroch er, die letzte Zigarette vor dem Schlafen im Munde, die Stiege zu seinem Zimmer hinauf, mit der zitternden Hand im Halbdunkel auf das Treppengeländer ein Scherzo von Beethoven klopfend. Vor seiner Türe, Nummero 317, steht er außer Atem. Er wartet und wartet, mag gar nicht hineingehen in den leeren einsamen Raum, in das Grab einer Nacht. Endlich ist er drinnen, dreht das Licht an und fällt wie etwas Totes in das weiße Bett. „Es war wieder etwas viel heute, altes Haus!“, sagt er noch und fängt an, über sich nachzudenken. „Hast dich wieder tüchtig für andere abschinden müssen!“ Und sein Leben rinnt ihm durch den Kopf, das gejagte Leben eines Virtuosen, der heute seine Schuhe in Berlin auszieht, vor ein paar Wochen in Indianapolis, vorgestern in Hamburg und in acht Tagen vielleicht in St. Petersburg oder Bukarest. Wie ein Kinema sieht's so vom Bette aus.

Seine Jugend geht an ihm vorüber, der Kummer der vornehmen Eltern über seinen Künstlerberuf, die ewigen Seufzer der hochmütigen Mama, die ihr alter Schuhmacher tröstet: „Der Herr Sohn seien ein Genie geworden.“

Seine Freundschaft mit Wagner, Liszt, Joachim, Brahms und allem, was in seiner Zeit musikalische Ohren hatte, ziehen ihm durch die Seele wie ein Seil, das weiterläuft. Er hört Wagners Stimme ganz deutlich in seinen Ohren mit seinen Leipziger ges und ces. An ihn hat er seine ganze Jugend, seine geliebte Frau Cosima, und seine drei Töchter verloren. Er hört Brahms lachen und vor Wonne brummen wie einen Bär, wenn er ein Konzert von ihm besonders fein exekutiert hat. Aber eine Undankbarkeit von Brahms hat ihn einst von seinem liebsten Posten, der Hofkapellmeisterstelle in Meiningen, getrieben. Und auf einmal fing der einsame alte Hans laut an zu schluchzen, so laut wie als Kind, wenn der alte Wieck, sein Klavierlehrer, knurrte: „Wenn er nicht fleißig übt, muß er Assessor werden.“ Hatten sie ihn nicht alle bestohlen, die er geliebt und wiedererschaffen hatte, deren Werke er seine Feuerseele eingehaucht hatte, daß sie lebten und sprachen und alle Menschen vor sich auf die Kniee zwangen? Hatten die Götter, denen er geopfert, ja die er gemacht hatte — denn ohne Priester gibt es keinen Gott —, ihn nicht um sein eigenes Leben betrogen? Für sie war sein Blut wie das der Opfertiere am Altar geflossen, und sie hatten es hingenommen, ohne nur einmal zu fragen: „Schmerzt es nicht, Hans?“ Und sein Dasein, wie es so fremd vor ihm vorbeizog, schien ihm das ärmste und leerste und traurigste Leben gewesen zu sein, das je ein zweibeiniges Wesen hatte führen müssen.

Aber wie immer riß ihn etwas, was die andern seinen Humor und er selber seinen guten Geist nannte, aus dieser tiefsten Melancholie. Er sprang vom Bette auf und nahm eine Visitenkarte von sich aus seinem Hut, auf der stand: „Hans von Bülow, Wagnerianer a. D. Vormittags nicht zu Hause, nachmittags nicht zu sprechen.“ — „Am wenigsten für Hans von Bülow selber!“ schrieb er mit fester Hand noch darunter, legte die Karte vor sich auf den Nachttisch und zog sich zum Schlafen aus. Er nahm ein Chloralpulver für seine Nerven, ließ das Licht über Nacht brennen, um nicht wieder von Wagner zu träumen, zog seine Taschenuhr auf, legte sich nieder und blätterte im Bett noch ein wenig im Grillparzer, seinem Lieblingsdichter, herum. Schon im Einschlafen las er lächelnd die Worte, die man ihm aufs Grab hätte setzen sollen:

„Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt,
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen;
Denn groß zu sein, ist wen'gen nur vergönnt.“

Furchtsam und hungrig.

Von

Johan August Strindberg.*)

Das Haus am Klara-Kirchhof in Stockholm bildet ein Viereck um einen Hof. Die Straßenfront wird zu ebener Erde vom Baron, eine Treppe hoch vom General, zwei Treppen hoch vom Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt ist, drei Treppen hoch vom Kaufmann und vier Treppen hoch vom pensionierten Küchenmeister des seligen Königs Karl Johan bewohnt. Im linken Hofflügel wohnt der Tischler, der Hausverwalter, der ein armer Teufel ist; im andern Flügel wohnt der Lederhändler und einige Witwen; im dritten Flügel wohnt die Kupplerin mit ihren Mädchen.

Drei Treppen hoch in dem großen Gebäude erwachte der Sohn des Kaufmanns und der Magd zum Selbstbewußtsein und zum Bewußtsein vom Leben und dessen Pflichten. Seine ersten Empfindungen, an die er sich später noch erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er fürchtete sich im Dunkeln, fürchtete sich vor Schlägen, fürchtete sich etwas

---

*) Nun ist auch Strindberg, dem Gewaltigen, der in diesen Tagen sein sechzigstes Jahr begonnen hat, das eigene Leben historisch geworden. Bei Georg Müller in München, der die kostbare Gesamtausgabe der Werke Strindbergs herausgibt, wird in nächster Zeit eine selbstbiographische Dichtung erscheinen, die Strindberg die „Entwicklungsgeschichte einer Seele 1849—1871“ nennt. Hier ein Kapitel daraus, das den düsteren Grundton schon mit zwingender Macht erklingen läßt.

verkehrt zu machen, fürchtete sich zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Ihm war bange vor den Fäusten der Brüder, vorm Zausen der Mägde, vor der Schelte der Großmutter, vor Mutters Rute und Vaters Rohrstock. Er fürchtete sich vor dem Burschen des Generals, der mit Pickelhaube und Faschinenmesser unten im Hausflur stand; er fürchtete sich vor dem Hausverwalter, wenn er beim Müllkasten auf dem Hof spielte; er fürchtete sich vor dem Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt war.

Über ihm waren Machthaber mit Vorrechten, von den Altersvorrechten der Brüder bis zum höchsten Gewicht des Vaters; über dem stand jedoch der Hausverwalter, der ihm die Haare zauste und immer mit dem Hauswirt drohte; dieser war jedoch selten zu sehen, weil er auf dem Lande wohnte; vielleicht wurde er gerade darum am meisten gefürchtet. Aber über ihnen allen, sogar über dem Burschen mit der Pickelhaube, stand der General; besonders wenn er in Uniform ausging, mit dreieckigem Hut und Federn. Das Kind wußte nicht, wie ein König aussah, aber es wußte, daß der General zum König ging. Die Mägde erzählten auch Märchen vom König und zeigten des Königs Meerkatze. Die Mutter sprach ihm auch das Abendgebet vor, aber einen Begriff von Gott hatte er nicht; doch mußte Gott etwas Höheres sein als der König.

Diese Furcht war wahrscheinlich dem Kind nicht eigentümlich, falls nicht die Stürme, welche die Eltern durchmachten, als die Mutter es trug, einen besonderen Einfluß auf das Kind ausgeübt hatten. Es hatte nämlich gehörig gestürmt. Drei Kinder waren vor der Ehe geboren, und Johan kam im Anfang der Trauzeit zur Welt. Willkommen war er wahrscheinlich nicht, am allerwenigsten, da ein Konkurs seiner Geburt vorangegangen war; er also in einer geplünderten Häuslichkeit, die vorher behäbig gewesen, in der jetzt aber nur noch Betten, Tische und Stühle vorhanden waren, geboren wurde. Der Bruder des Vaters starb zur selben Zeit, und zwar als des Vaters Feind, weil der Vater sein freies Verhältnis nicht auflösen wollte. Der Vater liebte dieses Weib und zerriß das Band nicht, sondern knüpfte es fest fürs Leben.

Der Vater war eine verschlossene Natur; hatte vielleicht deshalb einen kräftigen Willen. Er war Aristokrat von Geburt und Erziehung. Es gab einen alten Stammbaum, der im siebzehnten Jahrhundert Adel nachwies. Später waren die Vorfahren Geistliche gewesen, aus nordschwedischem, vielleicht finnischem Blut. Dann hatte sich das Blut gemischt. Des Vaters Mutter war von deutscher Geburt und stammte aus einer Tischlerfamilie. Des Vaters Vater war Kaufmann in Stockholm, Führer der Bürgerwehr und hoher Freimaurer gewesen; auch hatte er König Karl Johan verehrt. Ob er den Franzosen, den Marschall oder den Freund Napoleons verehrte, ist noch nicht entschieden.

Johans Mutter war die Tochter eines armen Schneiders; ihr Stiefvater hatte sie ins Leben hinausgeschickt, zuerst als Magd, dann als Kellnerin. In dieser Stellung war sie von Johans Vater entdeckt worden. Sie war Demokratin aus Instinkt, sah aber zu ihrem Mann auf, weil er „aus guter Familie“ war; und sie liebte ihn, ob als Retter, Gatte oder Familienversorger, ist schwer zu sagen.

Der Vater duzte Knecht und Magd und wurde von ihnen Herr genannt. Er war trotz seiner Niederlage nicht zu den Mißvergnügten übergegangen, sondern verschanzte sich mittels religiöser Resignation: es war eben Gottes Wille. Auch isolierte er sich in seiner Häuslichkeit. Schließlich blieb ihm immer noch die Hoffnung, wieder in die Höhe zu kommen.

Aber er war Aristokrat aus dem Grunde, bis in seine Gewohnheiten hinein. Sein Gesicht hatte einen veredelten Typus angenommen: glattrasiert, feinhäutig, das Haar wie Louis-Philippe. Dazu trug er eine Brille, kleidete sich immer fein und liebte reine Wäsche. Wenn der Knecht seine Stiefel putzte, mußte er Handschuhe anziehen: dessen Hände hielt der Herr für so schmutzig, daß er sie nicht in seinen Stiefeln haben wollte.

Die Mutter blieb in ihrem Innersten Demokratin. Sie war immer einfach, aber rein gekleidet. Die Kinder sollten immer reine und heile Kleider haben, aber nicht mehr. Sie war vertraulich zu den Dienstboten und bestrafte ein Kind, das gegen einen von ihnen unhöflich gewesen war, sofort, ohne den Fall zu untersuchen, auf die bloße Anzeige hin. Gegen Arme war sie immer barmherzig; mochte der eigene Haushalt noch so knapp sein, niemals ließ sie einen Bettler von ihrer Türe gehen, ohne ihm etwas Essen zu geben. Alle alten Ammen, vier Stück, kamen oft auf Besuch und wurden dann wie alte Freundinnen empfangen.

Furchtbar war der Sturm über die Familie dahingefahren, und wie erschrockene Hühner waren die zerstreuten Mitglieder zusammengekrochen; Freunde und Feinde durcheinander; denn sie fühlten, sie hatten sich gegenseitig nötig und sie konnten sich gegenseitig beschützen.

Tante mietete zwei Zimmer der Wohnung ab. Sie war die Witwe eines berühmten englischen Erfinders und Fabrikbesitzers, der ruiniert gestorben war. Sie hatte Witwenpension; von der lebte sie mit ihren beiden Töchtern, die eine feine Erziehung genossen hatten. Sie war Aristokratin, hatte ein glänzendes Haus gehabt, hatte mit vornehmen Leuten verkehrt. Sie hatte ihren Bruder geliebt, seine Ehe aber nicht gebilligt, jedoch seine Kinder zu sich genommen, als der Sturm kam. Sie trug eine Spitzenhaube und ließ sich die Hand küssen. Lehrte die Kinder ihres Bruders gerade auf dem Stuhl sitzen, schön grüßen, sich sorgfältig ausdrücken.

Ihre Zimmer trugen Spuren des früheren Luxus und der zahlreichen und vermögenden Freunde. Ein gepolstertes Jakarandamöbel mit einem gehäkelten Überzug in englischem Muster. Die Büste des verstorbenen Mannes, im Frack der Akademie der Wissenschaften und mit dem Wasaorden. An der Wand ein großes Ölporträt vom Vater in der Majorsuniform der Bürgerwehr. Die Kinder glaubten immer, das sei der König: er hatte nämlich so viel Orden, die sich später aber als Zeichen der Freimaurer herausstellten.

Tante trank Tee und las englische Bücher.

Ein anderes Zimmer wurde vom Bruder der Mutter bewohnt, der am Heumarkt

einen Materialwarenhandel hatte; außerdem von einem Vetter, dem Sohn des verstorbenen Bruders des Vaters, der in die Technische Hochschule ging.

In der Kinderstube hielt sich die Großmutter mütterlicherseits auf. Eine scharfe Alte, die Hosen flickte, Kittel ausbesserte, Abe lehrte, wiegte und zauste. Sie war religiös und kam jeden Morgen um acht Uhr, nachdem sie erst in der Klarakirche ihr Morgengebet verrichtet hatte. Im Winter trug sie eine Laterne, denn Straßenlaternen gab es noch nicht und die Argandschen waren gelöscht.

Sie kannte ihre Stellung, liebte den Schwiegersohn und dessen Schwester wahrscheinlich nicht. Die waren ihr zu fein. Der Vater behandelte sie mit Achtung, aber nicht mit Liebe.

In drei Zimmern wohnte der Vater mit seiner Frau und sieben Kindern nebst zwei Dienstboten. Die Möbel bestanden fast nur aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf Plättbrett und Stühlen, Kinder in Wiegen und Betten. Der Vater hatte kein Zimmer für sich, war aber stets zu Hause. Nahm nie eine Einladung von seinen vielen Geschäftsfreunden an, weil er sie nicht wieder einladen konnte. Ging nie in die Kneipe und nie ins Theater. Er hatte eine Wunde, die er verbergen und heilen wollte. Sein Vergnügen war ein Piano. Die eine Tochter der Schwester kam jeden zweiten Abend, und dann wurden Haydns Symphonien vierhändig gespielt. Nie etwas anderes. Später auch Mozart. Nie etwas Modernes.

Als die Verhältnisse es ihm wieder erlaubten, hatte er später auch noch ein anderes Vergnügen. Er hielt sich Blumen in den Fenstern. Aber nur Pelargonien. Warum Pelargonien? Johan glaubte später, als er älter wurde und die Mutter nicht mehr lebte, seine Mutter neben einer Pelargonie oder beide zusammen zu sehen. Die Mutter war blaß, sie machte vier Kindbetten durch und wurde lungenkrank. Ihr Gesicht glich wohl den durchsichtig weißen Blättern der Pelargonie mit ihren Blutstreifen, die im Grunde dunkeln und eine beinahe schwarze Pupille bilden, schwarz wie die der Mutter.

Der Vater ließ sich nur bei den Mahlzeiten sehen. Traurig, müde, streng, ernst war er, aber nicht hart; er sah strenger aus, als er war, weil er bei der Heimkehr immer ohne weiteres eine Menge Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurteilen konnte. Auch wurde sein Name immer benutzt, die Kinder in Schrecken zu versetzen. „Wenn Papa das erfährt" bedeutete Schläge. Das war gerade keine dankbare Rolle, die man ihm gegeben. Gegen die Mutter war er immer mild. Er küßte sie immer nach der Mahlzeit und dankte ihr fürs Essen. Dadurch gewöhnten sich die Kinder daran, sie als Geberin aller guten Gaben und den Vater als den aller bösen zu betrachten. Das war ungerecht.

Man fürchtete den Vater. Wenn der Ruf: „Papa kommt!" zu hören war, liefen alle Kinder davon und versteckten sich; oder eilten in die Kinderstube, um sich zu kämmen und zu waschen. Bei Tisch herrschte Todesschweigen, und der Vater sprach nur wenig.

Die Mutter hatte ein nervöses Temperament. Flammte auf, wurde aber bald wieder ruhig. Sie war verhältnismäßig zufrieden mit ihrem Leben, denn sie war ge-

stiegen auf der sozialen Stufenleiter und hatte ihre eigene Stellung wie die ihrer Mutter und ihres Bruders verbessert. Sie trank des Morgens Kaffee im Bett; hatte Ammen, zwei Dienstboten, Großmutter zur Hilfe. Wahrscheinlich überanstrengte sie sich nicht.

Für die Kinder war sie aber immer die Vorsehung. Sie schnitt die Niednägel, verband verletzte Finger, tröstete und beruhigte immer, wenn der Vater gestraft hatte, trotzdem sie der öffentliche Ankläger war. Das Kind fand sie kleinlich, wenn sie dem Papa „petzte"; Achtung wenigstens erwarb sie sich dadurch nicht. Sie konnte ungerecht, heftig sein; zur Unzeit strafen, auf die bloße Anzeige eines Dienstboten; aber das Kind bekam auch Essen aus ihrer Hand, wurde von ihr getröstet; darum war sie beliebt, während der Vater immer ein Fremder blieb, eher ein Feind als ein Freund.

Das war des Vaters undankbare Stellung in der Familie. Aller Versorger, aller Feind. Kam er müde, hungrig, finster nach Haus und wagte, fand er den Fußboden frisch gescheuert und das Essen schlecht bereitet, einen Tadel auszusprechen, so erhielt er eine etwas kurze Antwort. Er lebte in seinem eigenen Hause wie auf Gnade, und die Kinder verbargen sich vor ihm.

Der Vater war mit seinem Leben weniger zufrieden, denn er war hinabgestiegen, hatte seine Stellung verschlechtert, mußte entsagen. Und wenn er die, denen er das Leben gegeben und Essen schenkte, unzufrieden sah, wurde er nicht froh.

Aber die Familie selbst ist keine willkommene Einrichtung. Für die Erziehung hatte niemand Zeit; die nahm die Schule da auf, wo die Mägde aufgehört hatten. Die Familie war eigentlich eine Speisewirtschaft, eine Wasch- und Plättanstalt; aber eine unzweckmäßige. Nie etwas anderes als Kochen, Einkaufen, Waschen, Plätten, Scheuern. So viele Kräfte in Bewegung für so wenig Personen. Der Gastwirt, der hunderte speiste, wandte kaum mehr auf.

Die Erziehung bestand aus Verweisen und Zausen, wies hin auf Gebet und Gehorsam. Das Leben empfing das Kind mit Pflichten, nur mit Pflichten, nicht mit Rechten. Aller andern Wünsche durften sich äußern, die des Kindes wurden unterdrückt. Das Kind konnte keinen Gegenstand anfassen, ohne etwas Unrechtes zu tun; nicht umherlaufen, ohne im Wege zu sein; nicht ein Wort äußern, ohne zu stören. Schließlich wagte es sich nicht mehr zu rühren. Seine höchste Pflicht und seine höchste Tugend war: auf einem Stuhl stillsitzen und ruhig sein.

— Du hast keinen Willen, so lautete es immer. Und damit wurde der Grund zu einem willenlosen Charakter gelegt.

— Was werden die Menschen sagen, hieß es später. Und damit wurde sein Selbst angegriffen: er konnte nie er selber sein, war immer abhängig von fremder Ansicht, die sich ändert; traute sich selber nichts zu, ausgenommen in den wenigen Augenblicken, in denen er seine energische Seele unabhängig von seinem Willen arbeiten fühlte.

Der Knabe war äußerst empfindsam. Weinte so oft, daß er deshalb einen besonderen Schimpfnamen bekam. Jeder kleine Tadel verletzte ihn; er war in beständiger Unruhe,

einen Fehler zu begehen. Er achtete aber auf Ungerechtigkeiten und wachte über die Verfehlungen der Brüder, indem er hohe Anforderungen an sich selber stellte. Wenn die Brüder nicht bestraft wurden, fühlte er sich tief gekränkt; wenn sie zur Unzeit belohnt wurden, litt sein Gerechtigkeitsgefühl. Darum wurde er für neidisch gehalten. Er ging dann zur Mutter, um sich zu beklagen. Erlangte einige Male Gerechtigkeit, wurde aber ermahnt, es nicht so genau zu nehmen. Aber man war ja so genau gegen ihn, und es wurde ihm befohlen, genau gegen sich selbst zu sein. Er zog sich zurück und wurde bitter. So wurde er scheu und verschlossen. Verbarg sich ganz hinten, wenn etwas Gutes verteilt wurde, und weidete sich daran, wenn er übersehen wurde. Er fing an Kritik zu üben und bekam Geschmack für Selbstquälerei. Abwechselnd war er melancholisch und mutwillig.

Sein ältester Bruder war hysterisch; konnte, wenn er beim Spiel geärgert wurde, unter konvulsivischem Lachen, das ihn zu ersticken drohte, niederfallen. Dieser Bruder war der Liebling der Mutter und der andere der des Vaters. Lieblinge gibt es in allen Familien. Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie erringt als das andere; weshalb, ist nicht zu entscheiden. Johan war niemandes Liebling. Das fühlte er und das grämte ihn. Die Großmutter sah es und nahm sich seiner an. Er lernte das Abc bei ihr und half ihr beim Wiegen. Aber er war mit dieser Liebe nicht zufrieden; er wollte die Mutter gewinnen. Und er wurde zutunlich, betrug sich aber so plump dabei, daß er durchschaut und zurückgestoßen wurde.

Es wurde strenge Zucht im Haus gehalten. Lüge wurde schonungslos verfolgt und Ungehorsam auch.

* * *

Eines Mittags besichtigt der Vater die Weinflasche, die Tante benutzte.

— Wer hat den Wein ausgetrunken? fragt er und sieht sich unter den Kindern um.

Niemand antwortet, aber Johan errötet.

— So, du bist es gewesen, sagt der Vater.

Da Johan niemals das Versteck der Weinflasche ausgekunschaftet hat, fängt er an zu weinen und schluchzt:

— Ich habe den Wein nicht ausgetrunken.

— Was, du leugnest auch noch!

Auch noch!

— Du sollst was erleben, wenn wir von Tisch aufstehen!

Der Gedanke, was dann geschehen würde, und die Betrachtungen, die der Vater über Johans verschlossenes Wesen fortsetzt, veranlassen Johan, noch mehr zu weinen.

Man steht von Tisch auf.

— Komm, sagt der Vater und geht in die Schlafstube.

Die Mutter folgt.

— Bitte Papa um Verzeihung, sagt sie.

— Ich habe es nicht getan, schreit er jetzt.

— Bitte Papa um Verzeihung, sagt die Mutter und zaust ihn.

Der Vater hat hinter den Spiegel nach der Rute gegriffen.

— Lieber Papa, verzeih mir, brüllt der Unschuldige.

Jetzt aber ist es zu spät. Das Bekenntnis ist abgegeben. Die Mutter hilft bei der Exekution. Das Kind heult vor Harm, vor Wut, aus Schmerz, am meisten aber vor Schande, vor Demütigung.

— Bitte Papa jetzt um Verzeihung, sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Es fühlt sich allein, verlassen von der, zu der es sich stets flüchtete, um Milde und Trost zu finden, aber so selten Gerechtigkeit fand.

— Verzeih, lieber Papa, sagt er mit zusammengebissenen lügenden Lippen.

Nun schleicht er in die Küche zu Luise hinaus, dem Kindermädchen, das ihn zu waschen und zu kämmen pflegt, und weint sich in ihrer Schürze aus.

— Was hast du getan, Johan? fragt sie teilnehmend.

— Nichts! antwortet er. Ich habe es nicht getan.

Mama kommt in die Küche.

— Was sagt Johan? fragt sie Luise.

— Er sagt, er habe es nicht getan.

— Leugnet er noch!

Johan wird zurückgeführt, um dazu gezwungen zu werden, zu bekennen, was er nie begangen hat.

Und jetzt bekennt er, was er nie begangen hat.

Herrliche, sittliche Einrichtung, heilige Familie, unantastbare, göttliche Stiftung, die Bürger zu Wahrheit und Tugend erziehen soll! Du angebliches Heim der Tugenden, wo unschuldige Kinder zu ihrer ersten Lüge gezwungen werden, wo die Willenskraft durch Willkür geknickt, wo das Selbstgefühl von enge wohnenden Egoismen getötet wird. Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, die Versorgung aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters, die Hölle der Kinder!

Seit diesem Tage lebte Johan in ewiger Unruhe. Nicht der Mutter, nicht Luise, noch weniger den Brüdern und am wenigsten dem Vater wagte er sich zu nähern. Feinde überall. Gott kannte er noch nicht anders als durch das Abendgebet. Er war Atheist, wie das Kind ist; aber im Dunkeln ahnte er wie der Wilde und das Tier böse Mächte.

Wer trank den Wein aus? fragte er sich. Wer war der Schuldige, für den er litt? Neue Eindrücke, neue Sorgen ließen ihn bald die Frage vergessen, aber die aufregende Handlung blieb ihm im Gedächtnis haften.

Er hatte das Vertrauen der Eltern, die Achtung der Geschwister, die Gunst des Vaters verloren; Großmutter verhielt sich still. Vielleicht schloß sie aus anderen Gründen auf seine Unschuld, denn sie schalt ihn nicht, aber sie schwieg. Sie hatte nichts zu sagen.

Er war wie ein bestrafter Mensch. Bestraft für eine Lüge, die man im Hause so verabscheute, und für Diebstahl, ein Ausdruck, der nicht einmal genannt werden durfte. Hatte sein bürgerliches Ansehen verloren, war eine verdächtige Person; wurde von den Geschwistern verhöhnt, daß er sich habe ertappen lassen.

Und das alles mit seinen Folgen, die für ihn volle Wirklichkeit hatten, beruhte auf etwas, das nicht vorhanden war: das war seine Schuld.

Häuser werden eingerissen.

Von

Max Brod.

Zumal im Regen sind die Häuserstümpfe,
Die stündlich niederschrumpfen, schlimm zu sehn.
Formlos halbabgerissne Mauern stehn
Wie trübe Drüsen bösgeschwollner Lymphe.

Erschreckt bewunderst du die Trümmerstürze
Durch Bretterrinnen, wie in langen Särgen,
Und Schutt wie Nebel über Ziegelbergen
Und Wagenschall und rauher Schreie Kürze,

Und siehst noch an der grünen Innenwand
Den Ofenrauch, der alten Möbel Stand
Und tausend Spuren einst bewohnter Stätte . . .

Dachstühle, nackt wie Rippen weißer Wracke
Gehn in die Luft. Ein Mann mit rascher Hacke
Legt an den Himmel seine Silhouette.

Volkskunst.

(Zur Ausstellung des Lyceum-Klubs in Berlin.)

Von

B. Robert.

Die Ausstellung bereitet uns eine freudige Überraschung; sie ist nicht nur wesentlich umfangreicher, sie ist auch weit besser und interessanter als nach den bisherigen Veranstaltungen des Damenklubs zu erwarten war. Voilà, meine Damen, das vermögen Sie: schöne Dinge mit Geduld und List aus ihrem Versteck zu locken, sie anzuhäufen (wie das im Hamsterkasten und beim Flanieren durch das Warenhaus geschieht); das verstehen Sie, eine Schatzkammer zu arrangieren, artig zu ordnen, eine Putzstube daraus zu machen. Karl Schefflers Buch: „Die Frau und die Kunst" hat den Damen wenig gefallen, dies harte, schneidende Buch, das der weiblichen Psyche die Fähigkeit des künstlerischen, des kosmischen Erlebens prinzipiell absprach. Und dennoch, darin hat er recht:

Altbayrisches Zimmer, sehr farbig.

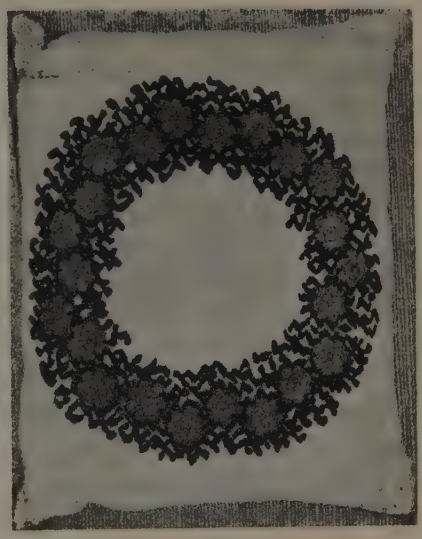
im Arrangement, im Dekorieren, in der Belebung einer milden, wohltätigen Ordnung ruht das Wertvolle einer ästhetisch begabten Frau. Sich gut und mit diskreten Akzenten zu kleiden, einen Wohnraum wohnlich, einen Tisch einladend, ein Blumengebinde blühend zu machen, das sind feminine Tugenden. Die halfen uns zu dieser Ausstellung; und noch eins assistierte: das fein gesponnene Netz der gesellschaftlichen Konnexion, in das sich brav viel Männlein, ernste Wissenschaftler und sonst gar bärbeißige Museumsdirektoren, verfingen.

* * *

Der faktische Inhalt dessen, was Volkskunst heißt, ist sowohl entwicklungsgeschichtlich wie psychologisch schwer zu bestimmen. Schmückende Fertigkeit des Volkes, der Bauern, wäre vielleicht die richtigere Umschreibung. Um den Begriff der Volkskunst steht es ähnlich wie um den des Kunstgewerbes. Wenn Michelangelo Kunst ist, so entbehrt es nicht der Komik, die Herstellung eines trefflichen Stuhles oder selbst eines vorzüglichen Wohnhauses gleichfalls unter die Königsstandarte der Kunst zu stellen. Und nun erst bemalte Holzschachteln oder farblustige Keramiken oder geschnitzte Pfeifenköpfe . . Die Wesensverwandtschaft dieser Dinge mit den Häuptern der Menschheit ist sehr, sehr locker. Nur dann könnte mit Recht von einer Volkskunst gesprochen werden, wenn die diskutierten Objekte sichtlich ein Mittel wären, die höchsten und heiligsten Erregungen ihrer Fertiger auszudrükken. So dürften die Steinzeichnungen der Höhlen-

Bayrische, hessische und sächsische Keramik auf bedrucktem Kattun.

bewohner Kunst genannt werden; sie waren Dokumente der bedeutsamsten Erlebnisse und der gewaltigsten Vorstellungen dieser Primitiven. Die Götzenbilder, die Bemalung und das Schnitzwerk an den Zelten der Priester und der Häuptlinge, all das, dahinter der Flügelschlag der Seele zu spüren, das ist Kunst. So mag vielleicht der ungelenke Schäfer, der einen Gemarterten mühsam zurechtstümperte, oder der Dorfmaler, der auf die Schränke die Mutter Gottes pinselte, Kunst erfahren und gemacht haben. Auch mit einem Kranz aus Tulipanen und Maienglöckchen war das zu erreichen. Aber, ob solches noch heute geschieht, in Europa, da überall die Naivität stirbt und die Eisenbahn den Handelsgeist mehrt, da die Götter in Öl gedruckt und in Gips gegossen werden, das scheint recht problematisch. Darum möchte es besser sein, statt von Volkskunst von Handfertigkeit, von verzierender Geschicklichkeit der Landbewohner zu sprechen. Dies um so mehr, als sich vielfältig in dem, was diese Leutchen jetzt schaffen, der Einfluß der Stadt und deren Produktion bemerkbar macht.



Gesticktes Kissen von Frau Wislicenus entworfen und in Wolle ausgeführt

Die Naivität stirbt. Das zeigt sich deutlich, wenn man in dieser Ausstellung erst die Räume des Parterre, dann die der ersten Etage abschreitet. Unten stehen Dinge aus alter Zeit, Museumsschätze. Wie sind sie so köstlich reich an gesunder Ursprünglichkeit, an lachenden Farben, an der Absicht zu schmücken, vornehm und eifersüchtig zu machen. Wie unverkennbar reihen sich die Bänderhauben und die Brautkronen dem Kopfschmuck der Exoten; Glasperlen und Spiegelscherben, Blinkendes und Glitzerndes hatten die Bäuerinnen einst ebenso lieb, wie wir dies heute noch an den Wilden beobachten. Das alles aber hat sich wesentlich geändert; die Mode drang bis in die fernsten Dörfer und mit ihr die Muschelmöbel und das Orchestrion. Da kam über das Völkische, das Einfältige, ein unaufhaltsames Welken. Gewiß, vieles blieb noch unbetastet, frisch und blank; auch in der oberen Etage gibt es genug des Schönen und Guten, Keramik und Textile vor allem. Die Gewebe, die Stickereien,

Gewelltes Täschchen nach Prof. Wislicenus.

die Spitzen der Bauern, die zum Balkan hinunter oder gen Norden wohnen, sind heute noch besser, materialgerechter und wirksamer als alles, was unsere Gewerbler, die sich so gerne Künstler nennen, bisher erfunden haben. Zumal die Ungarn, die Dalmatiner, die Rumänen, die Südslawen, verwalten eine durch Geschlechter zurückgreifende Tradition; letzte Ausläufer der orientalischen Formenwelt, letzte Nachklänge längst vergessener Wanderungen scheinen ein unbewußtes Leben zu führen.

Die natürliche, gesunde Güte der bäuerlichen Textilik hat (wie dies selbst beim Hausbau geschah) nach Zeiten argen Verfalles Hilfe suchenden Reformern der Stadtkultur als Ausflucht und Arznei gedient. Die simple, aber sachgemäße Bändigung der Fäden, die nüchterne Gesinnung, die von der Nadel ebensowenig Kunststücke wie von der Henne goldene Eier verlangt, half der verirrten „Kunststickerei" und ähnlichen Mißgebilden wieder auf den rechten Weg. Zu den schönsten Erfolgen solcher rückläufigen Befruchtung gehören die Arbeiten der Flensburger und die der Breslauer Kunstschule. In der schlesischen Hauptstadt hat der Professor Wislicenus vorbildlich und erfolgreich gewirkt; seine Arbeit sollte von der provinzialen Textilik nicht ungenutzt bleiben, die Liebhaber schöner Gewebe lieben sie längst.

Ungarische Wagendecke. Leder appliziert.

Erlebnisse auf den Philippinen.

Von
K. von S. K.

I. Unter spanischer Herrschaft.

Dezember 1896. Strahlender Sonnenschein, flimmernde Hitze (Nachttemperaturminimum 26° C), Windstille. Vor uns weit ausgedehnt Manila von üppigem Grün umgeben, aber rechts und links, da rauchen die von den Aufständischen verbrannten Dörfer und Ortschaften. Im Osten der herrlichen Bucht wirft ein spanisches Kanonenboot Granaten in das dichtbewaldete Ufer, von Zeit zu Zeit klingt der schwache Schall knatternder Salven von Land zu uns an Bord. Nach Erledigung der nötigen Formalitäten gehen wir an Land. Auf der Straße fast nur Bewaffnete: Soldaten, Freiwillige und — Mönche. Stolz liebe ich den Spanier, stolz schreiten sie auch durch die Straßen, die Farbigen keines Blickes würdigend, ihnen kaum für ihren Gruß dankend, stolz und gedankenlos gehen sie dahin: der General mit dem goldenen troddelbehängten Stockknopf, der junge Freiwillige in einer blaugestreiften Leinenuniform, der barfüßige Mönch. Die wenigen Tagalen machen demütig Platz.

Wir kommen nach der mitteralterlich umwallten Innenstadt — Intramuros —, da, gegenüber der deutschen Apotheke, aus dem düstern vergitterten Gebäude, welch markerschütterndes Schreien, was ist das Fürchterliche? — Still, ich flüstere es euch ins Ohr, die Mönche foltern mit Elektrizität! — Die Mönche foltern? Was soll das heißen? foltern? Elektrizität, Ende des neunzehnten Jahrhunderts?

Da wieder das nervendurchzitternde Schreien! Es ist Wahrheit! — Mit uns eilen einige Tagalen aus der furchtbaren Straße barfüßig, scheinbar demütig, aber wer sehen will, der kann die Blicke voll tödlichen Hasses sehen, die dem Kloster zufliegen.

Wir kommen an den Pasigfluß, aus ihm ragen mehrere altersgraue, halbfertige Steinpfeiler: el puente del capitan-general — die Brücke des Generalgouverneurs. Jeder Generalgouverneur bekommt bei seinem Dienstantritt mehrere hunderttausend Pesos zum Bau dieser Brücke bewilligt, unter der spanischen Herrschaft ist sie nie vollendet worden.

Wir treten in die Wohnung des Gouvernementsadjutanten, um uns Pässe für die Umgebung zu verschaffen, auf dem Tisch einen geladenen Revolver, über dem Bett einen ebenfalls geladenen Repetierkarabiner. Achselzuckend: „Ja, wissen Sie, die Rebellen können jede Nacht angreifen und wir sind der Diener nicht sicher."

Wieder auf der Straße begegnen wir einem Trupp farbiger Soldaten, fremd schreiten sie und verschlossen an den Eingeborenen vorüber, es sind Visayas. Bewohner der südlichen Inseln: Divide et impera!

Wir treten in das Hotel eines Tagalen, die aus Muschelschalen zusammengesetzten Scheiben halten die Sonne von den verhältnismäßig kühlen Räumen ab. Die gemeinsame Mittags- und Frühstückstafel ist auf einer Art geräumiger, nach dem Fluß offenen Loggia. Uns gegenüber sitzt ein junger, elegant gekleideter spanischer Kavallerieoffizier; er fällt selbst hier im Lande der leeren Höflichkeit und Grandezza durch seine guten Manieren auf. Beim Fisch erhebt er sich, er geht auf sein gegenüber liegendes Zimmer und schließt den unteren Teil der nur aus Jalousiewerk bestehenden Tür. Ein Schuß! Alles stürzt hin, Selbstmord. Allen voran zeternd der Sohn des Wirtes, er stellt sich vor die Zimmertür: „Hier kommt niemand herein!“ Mein Begleiter gibt sich als Arzt zu erkennen, will helfen: „Helfen? warum? dem ist nicht zu helfen, er wird unterschlagen haben,*) wir verlieren unser Geld, da wollen wir wenigstens keine Unannehmlichkeiten haben! Nach der Polizei ist telephoniert.“ Wir verlassen nach zwei Stunden das Lokal, die Tür des Zimmers ist noch immer geschlossen, der Tod ist schon vor geraumer Zeit drinnen erlösend erschienen, die Polizei noch nicht.

Nachdem wir die Stunden der Nachmittagshitze auf der Veranda eines Freundes verschlafen haben, nehmen wir uns einen Wagen, um nach der Promenade zu fahren, nach der Luneta!

Der wollüstige Duft der Ilang-Ilangblüten durchzieht die Luft; herrliche Farbentöne erfreuen das Auge.

Der Wagen biegt um die Ecke, wir sind da. Narrt uns ein Traum, sind wir in einer anderen Stadt?

Militärmusik, lachende, flirtende Menschen, vor uns eine Gruppe Herren und Damen, mit der vornehmen Einfachheit der großen Welt gekleidet, die Offiziere ohne Säbel, ohne Waffen, nur Lachen, Augenwerfen, Fächerspiel! Die eine der Damen, welche an dem Rande des Weges geht, rafft ihr Kleid etwas zusammen und weicht etwas zur Seite: eine dunkle Lache — Blut, am Morgen finden hier die Erschießungen der Verurteilten statt! Jetzt allgemeines Verneigen, Abnehmen der Kopfbedeckung, eine elegante Equipage rollt vorüber, in ihr einer der zahlreichen Kirchenfürsten.

An dem Kiosk bietet man uns Lose der Manilalotterie an, eine loyale Lotterie, jedes dritte Jahr gewinnt der Generalgouverneur das große Los, so sagt man uns, und die übrigen Jahre — der Erzbischof!

Wir treten auf den Rasen und lassen die bunte Menge vorbeiwogen. Neben uns sitzt eine glutäugige Senorita, ihre Augen haben auch Grund zum Glühen, was flüstert ihr alles ihr Verehrer zu! „Oh Senorita, Sie sind so lieblich, daß in Ihrer Gegenwart selbst die Luft zittert!“ mit dankbarem Blick tönt es mehr heischend: „Gracias, danke!“ Tiefer beugt er sich herab, immer leiser und immer feuriger flüstert er; nur das ewig gleichlautende Gracias! ist noch zu verstehen.

*) Dies war tatsächlich der Fall.

Escolta (Hauptstraße) in Manila.

Wir verlassen die oberen Zehntausend und fahren hinaus nach der Vorstadt Binondo, wo Hahnenkämpfe jene Eingeborenen zusammenlocken, die sich vor der Polizei sicher fühlen. In Rozario, der Hauptgeschäftsstraße, ist ein chinesischer Laden neben dem anderen. Was der Jude für Osteuropa, was der Grieche und Armenier für den Orient, was der Inder für Ostafrika, das ist der Chinese für den fernen Osten.

Ein merkwürdiges Völkchen, das sich da vorüberdrängt, sind es Malaien? ist es eine Mischrasse von Papuas und Spaniern? Mild, unterwürfig, mit großer Neigung zur Religiosität, etwas orientalisch indolent, so werden sie uns geschildert. Die Männer mit über dem Leinenbeinkleid lose und offen getragenen europäischen Stärkhemd, die Frauen in sauberen, zum Teil ganz kostbaren Spitzenkleidern; aus ihren Augen spricht mehr Leidenschaft und Energie als aus denen der Männer.

Tiefer sinken die Schatten, Patrouillen durchziehen die Straßen, die Menge verläuft sich. Wir schlendern heim durch die laue Tropennacht. Keiner ist zum Sprechen aufgelegt, der Vollmond sorgt für Straßenbeleuchtung, um jedes Haus ein schützender Kranz von Bananenbäumen (mit ihren fleischigen Blättern halten sie die Sonne und das Feuer ab), im kleinen Nebengäßchen zupft mich was am Ärmel: „Herr, Herr, rettet den Rizal!" ein Tagale, ärmlich gekleidet, barfüßig, aber in Stimme und Blick ein demütiges Flehen.

„Wer ist Rizal?“ „Oh, Ihr müßt Rizal kennen, besinnt Euch! Rizal, er hat doch in Deutschland studiert, der große alte Kaiser hat ihn gesprochen. Er hat uns immer gesagt, die Deutschen allein könnten uns helfen, sie sind gerecht und treu!“

„Wo ist er?“

„In Intramuros. Sie haben ihn mit Verrat gefangen! Er ist ja reich, er lebte im Auslande, aber er fühlte unsere Not und schrieb Bücher, oh, so schöne Bücher. Da sie ihn nicht anders fangen konnten, schrieben sie, seine Mutter läge im Sterben und falls er nicht agitieren wollte, so sollte er freies Geleit haben. Er kam. Auf dem Zoll hielten sie seine Sachen zurück, am nächsten Tage waren verbotene Schriften darin, da nahmen sie ihn und machten ihm den Prozeß. Ihr seid Deutscher, Euer Admiral ist da mit einem großen Schiffe (Admiral von Tirpitz auf „Irene“). Rettet Rizal und morgen weht die deutsche Flagge auf allen Inseln, auch die Visayas halten jetzt zu uns, was noch keiner weiß. Es ist leicht, die Spanier sind wenige und nicht kriegsgewohnt. Rettet Rizal!“

Es ist oft so schwer, nicht helfen zu können, nicht helfen zu dürfen, die Zeiten der deutschen Parteigänger sind vorüber.

Vor uns tauchen allmählich wieder Laternen und — Patrouillen auf, die flehende Stimme an unserer Seite verschwindet.

Hahnenkampf in Binondo.

Vorstadt Binondo zur Regenzeit.

Im Innern der Stadt auf der Escolta noch Leben mit etwas kriegerischem Einschlag. Wir stehen beobachtend still. Die Gruppe, die jetzt vorüberzieht, sind doch keine Tagalen? der stechende Blick, die energischen, verschlagenen Züge! Trotz der Kleidung, keine Frage: Japaner! Seht ihr es, Spanier? Siehst du es, Europa?! —

Todmüde kommen wir ins Hotel, der eingeborene Kellner leuchtet uns ins Zimmer, entfernt sich noch einmal, um mit einer Hand voll Eidechsen zurückzukommen: „Gegen die Moskitos." Wir erkundigen uns nach der Ursache des eigentümlichen Polterns über unserer Zimmerdecke, sanft kommt die Antwort: „Schlangen!" — Donnerwetter, wir fahren empor. „Oh, sie sind harmlos, tötet sie ja nicht, Herr, sie fressen die Ratten." —

Am nächsten Morgen führt mich der geräuschlose Aufwärter ins Bad, mit Lächeln zeigt er auf einige Stellen in der Wand: Kugelspuren.

Die Erlaubnis des Admirals Montojo zur Besichtigung des Arsenals von Cavite ist eingetroffen.

Ein kleiner Dampfer bringt uns hinüber. Die Zeit der Überfahrt bietet Gelegenheit, uns einzuweihen in die Verhältnisse von Manila. Unser Gewährsmann erzählt uns von dem ungeheuren Einfluß der Geistlichkeit, er erzählt uns von der eindrucksvollen Karfreitagsprozession, die die Soldaten durch Präsentieren mit dem Kolben nach oben begrüßen; sie endet in der Kathedrale; hier sitzt auf prunkvollem Sessel, umgeben von glänzendem Gefolge, der Erzbischof, vor ihm ausgebreitet auf dem Boden die spanische Kriegsflagge, die stolze Flagge Kastiliens, und über sie hinweg schreiten die Beamten und Offiziere, geführt vom Generalgouverneur, zum Hand- oder Fußkuß. Welche Kraftprobe, welcher Triumph der Kirche! —

Er erzählt uns von dem unermeßlichen Reichtum einzelner Mönchsorden; von dem wissenschaftlichen Wirken der Jesuiten, scheinbar ganz uneigennützig, ja fast ohne religiösen Hintergrund; von der Armut und Aufopferungsfähigkeit der unteren Weltgeistlichen, die aber keine wichtigeren Amtshandlungen ausüben dürfen, denn Hochzeiten und Begräbnisse geben ja herrliche Gelegenheit, zu erpressen und erbzuschleichen.

Wir landen in Cavite, dem Kriegshafen der Philippinen, uralte dicke Quadermauern bilden die Befestigung, gegen Wilde ein vortrefflicher Schutz.

Vor dem Arsenal mehrere hölzerne Kriegsschiffe, für die moderne Kriegführung ebenso wertlos wie die Quadermauern der Forts. Eine der Kanonenboote wirft Granaten in den gegenüberliegenden Urwald; wohl ein neuer Kommandant, der sich Kriegsruhm oder Orden erwerben will, denn einen anderen Nutzen kann diese Handlung nicht haben.

Wir werden liebenswürdig empfangen und nach Prüfung unseres Erlaubnisscheines bis in die Schützengräben der Vorpostenstellung in der Dalagica-Bucht geführt. Eine schmale Landzunge verbindet hier die Cavite-Halbinsel mit dem Festland, rechts das Meer, links Sumpf, in der Mitte eine schmale ebene Landzunge mit einem Weg. Wir treten heraus: Pssüh! pssüh! einige Rauchwölkchen im gegenüberliegenden Gestrüpp, natürlich, es ist ja Krieg und unsere weißen Leinenanzüge mögen ein vorzügliches Ziel abgegeben haben. Unsere Führer gehen, um das Frühstück vorzubereiten.

Wir fragen die Schildwache, ob er gern Soldat sei. Bitteres Lächeln, Achselzucken: „Gern Soldat? Vor einem Jahr habe ich mich verheiratet, ich besaß einen kleinen Hof bei Barcelona, ich war auf meinem Felde, da kamen Gendarmen und hoben mich aus: ich mußte gleich mit, nicht einmal nach Hause durfte ich, um mich von meinem Weibe zu verabschieden! — Man brachte mich mit vielen anderen an Bord eines Dampfers (Montserrats); eingepfercht, schlecht verpflegt, ohne Möglichkeit, Wäsche und Kleidung zu wechseln, ohne unseren Bestimmungsort zu kennen, ging es dahin. In Singapore gab man uns Uniform und Gewehre, man instruierte uns, wir waren nun Cazadores — Jäger! Drei Tage nach unserer Ausschiffung waren wir auch schon hier, noch ganz steif von der Überfahrt trieb man uns über diese Landzunge zum Angriff auf die Verhaue der Insurrekten. Wir waren ja viele, unsere Abteilung wurde in den Sumpf gedrückt, wir versanken, der Schlamm kam in unsere Gewehrschlösser, wir konnten nicht mehr schießen, gesehen hatten wir schon vorher nichts. Aus dem undurchdringlichen Busch, spärliches, aber wohlgezieltes Feuer eines unsichtbaren Feindes; unser rechter Flügel flutet zurück, da kommen die Tagalen heraus, wie die Bläßhühner auf dem Sumpfe gleitend, erschlagen sie uns mit Knüppeln wie die Ratten. 250 Mann an Toten verloren wir in kurzer Zeit! Bin ich gern Soldat? Hombre!“

Unsere Führer kommen zurück, sie führen uns kreuz und quer auf der Halbinsel durch die herrlichen Bambushaine, immer an Vorpostenstellungen, zum Teil mehrmals an dieselben, die nur inzwischen von anderen Truppenteilen besetzt sind. Potemkinsche Dörfer. Eine untergehende Nation! —

Arsenalbatterie in Cavite mit Wrack des „Duero".

II. Während des spanisch-amerikanischen Krieges.

5. Mai 1898. Wenige Tage nach der Schlacht bei Cavite trafen wir mit S. M. S. „Irene" ohne jede Kenntnis der Ereignisse, ja ohne Kenntnis der Kriegserklärung vor Manila ein. Wir passieren die siegreiche amerikanische Flotte, etwas mißtrauisch betrachtet. Unsere aus Freiwilligen bestehende Kapelle spielt, was der Hoboistenmaat für den Yankee-doodle erklärt. Unser spanischer Lotse schwört bei dem Haupte seiner sämtlichen geborenen und ungeborenen Kinder, es wäre der Marcha reale gewesen. Wer hatte recht? Vielleicht keiner von beiden. Ich bin skeptisch, unser Hoboistenmaat spielte uns einmal zur Feier der Anwesenheit russischer Offiziere, auf die Aufforderung, ein russisches Lied zu spielen, voll Freude und Überzeugung: Noch ist Polen nicht verloren. Er tat so etwas aber nicht aus politischer Überzeugung.

Der spanische Lotse führte uns in Zickzacklinien durch die angeblichen spanischen Minensperren, auch an Stellen der Bucht, an denen man aus den Wasserverhältnissen mit ziemlicher Sicherheit schließen konnte, daß keine Minen liegen konnten. Die spanischen Minen existierten auch nur in den eingereichten Rechnungen der Befehlshaber, wenn man nicht die drei ehrwürdigen verrosteten Eisentöpfe, welche im Arsenal von Olongapo lagerten, in Betracht ziehen will.

Die Schlacht selbst war für die Amerikaner weder ein Wag- noch ein Kunststück, ich hörte es von einem fremden Seeoffizier eine gutgeleitete Schießübung nennen. Es wird erzählt, die spanischen Offiziere seien erst nach Beginn der Schlacht alle an Bord gekommen. Montojo, der Admiral von dem man sagt, daß viel, allzuviel staatliche Gelder

Patrouille an der Bahnlinie.

in seine Tasche geflossen seien, hat aber großen, persönlichen Mut entwickelt und dreimal sein Flaggschiff gewechselt. Manila selbst macht einen kriegerischen Eindruck; jeder erwachsene Spanier ist unter die Waffen gerufen. Der Pasigfluß ist durch eine doppelte Schiffssperre geschlossen, hinter der das einzige spanische Kanonenboot liegt. Die umwallte Stadt (Intramuros) ist fast verlassen, weil man fürchtet, daß die Amerikaner diese als Festung in erster Linie bombardieren werden. Die Lebensmittel werden knapp. Fast alle Dienstboten sind verschwunden, sie sind bei den Aufständigen. Es wird keine Wäsche mehr gewaschen, dies ergibt für uns auf die Dauer eine große Unbequemlichkeit. Die im Salzwasser gewaschene Wäsche trocknet in dieser feuchten Atmosphäre nie, da das Salz in den Fäden sitzen bleibt und immer Feuchtigkeit aufzieht. Ist man wochenlang gezwungen, solche feuchte, glitschige Wäsche zu tragen, so erzeugt dies ein ganz bedeutendes Unbehagen, ja Krankheiten. Die spanischen Zeitungen an Land bringen die unglaublichsten Gerüchte: Deutschland werde für Spanien eintreten. Wir sind nicht in der Lage, diesen Gerüchten wirksam entgegenzutreten, da jede Verbindung fehlt. Die Spanier, die uns vor 1½ Jahren mit Mißtrauen kommen sahen, klammern sich an uns mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden. Eine äußerst heikle Position, da jede harmlose Redensart von ganz unverantwortlichen Personen aufs gewissenloseste ausgeschlachtet wird.

Ich hatte für meine Person selbst darunter zu leiden, das kam so. Infolge der teils wahren, teils übertriebenen Erzählungen von der Grausamkeit der wiederempörten Tagalen gegen Europäer beantragten die Europäer die Aufnahme an Bord der Kriegsschiffe und besonders unsere Schutzbefohlenen waren sehr ängstlich. Die Spanier ihrerseits behaup-

teten, die Stadt gegen Überfälle der Insurrekten hinreichend gesichert zu haben und erboten sich die Außenwerke zum Beweis zu zeigen. Eines Morgens um Fünf ritten daher T., ein Beamter des Konsulats K. und ich mit einem großen Gefolge von spanischen Offizieren hinaus nach Parañaque und Las Piñas, wo vor zwei Tagen heftige Gefechte stattgefunden hatten. Die Spanier hatten zweifellos ihre Stellungen bedeutend verstärkt, gegen Überfälle von außen schien die Stadt gesichert. Bei einsetzender Tageshitze fanden wir in einem altersgrauen, kühlen Steingebäude ein reiches Frühstück aufgetragen, die Spanier waren zwar anerkennenswert mäßig, aber dem Feuer und dem Fluß ihrer Reden tat dies keinen Eintrag. Nachdem die üblichen Toaste auf die deutsche Flotte auf meine Bitten von K. in Spanisch erwidert worden waren, mußte die ganze Genealogie unseres Fürstenhauses herhalten um Grund zu neuen Toasten herzugeben, sie erwarteten offenbar eine persönliche Antwort von mir. Ich brachte schließlich, meinen spanischen Kenntnissen angemessen, in wenigen Worten die Gesundheit von Sr. Majestät Alfons XIII. und seiner erlauchten Mutter der Regentin aus. Begeisterungssturm, Umarmen, „Vivan"-Gerufe ohne Aufhören. Wie oberflächlich oder gemacht das patriotische Gefühl aber bei einigen war, zeigte mir, daß einer der spanischen Offiziere mir bei der endlosen Wiederholung des vivan in die Ohren flüsterte: „Y las muchachas de esta noche," (Und die Mädchen der heutigen Nacht). Sobald es ging, drängten wir zum Aufbruch, es war zu augenscheinlich, wie jedes unserer Worte ausgenutzt werden sollte. Diese Vorsicht

Wrack der „Reina Christina".

sollte wenig nutzen, am nächsten Tage stand in der Zeitung: der deutsche Kommandant habe mit großem Gefolge die Vorpostenstellung besucht und bei dem darauf folgenden Mahl den Säbel gezogen (ich war nichts weniger als Kommandant und hatte Gottlob gar keinen Säbel mitgehabt) auf den Tisch geschlagen und versichert, er sei vom Kaiser beauftragt, zu erklären, so lange ein Hohenzoller auf deutschem Thron säße, würden die Philippinen nie amerikanisch! — Tableau. Wenn ich auch jedes Wort meines kurzen Toastes auf das genaueste wußte, so habe ich doch natürlich viel Ärger mit dieser Angelegenheit gehabt.

Es war dies auch nur einiges von den vielen derartigen Verdrehungen, die es schließlich doch erreichten, daß zwischen den Amerikanern und uns eingespanntes Verhältnis entstand.

Inzwischen drangen die Insurrekten von den Amerikanern mit Waffen und Munition reichlich versorgt, bis unmittelbar an die Stadt vor, so daß es doch notwendig wurde, die Europäer zu sichern. Sie auf die Dauer auf Kriegschiffen unterzubringen, war natürlich ausgeschlossen. Wir hatten zwei spanische Dampfer gemietet und sie ebenso wie die von anderen Nationen gecharterten, mit Erlaubnis der Amerikaner vorläufig auf Reede verankert. Außer den Deutschen waren uns noch die Österreicher, Italiener, Schweizer und noch andere Staaten zugeteilt, die zum Teil merkwürdige Vertreter entsandt hatten. Viele der deutschen Herren blieben zum Schutz ihres Vermögens an Land, es ist ihnen auch nichts geschehen, während von allen Seiten Berichte über die bestialischsten Grausamkeiten gegen die Spanier gemeldet wurden. Wer Wind säet, wird Sturm ernten! und wehe, wer ein orientalisches Volk und sei es auch noch so gutmütig, wie das tagalische, durch Jahrhunderte so furchtbar reizt wie dies hier von den Spaniern geschehen.

Am 6. Mai zeigten uns die Amerikaner zuvorkommender Weise das Schlachtfeld von Cavite. Die meisten spanischen Schiffe waren auf so flachem Wasser gesunken, daß das Oberdeck noch über Wasser geblieben war. Das Arsenal war geplündert (angeblich von Eingeborenen) die Bücher der wertvollen Bibliothek lagen auf der Straße und unser Führer forderte uns auf, uns davon ein „remembrance“ mitzunehmen.

Hier in Cavite fanden auch die Beratungen der Amerikaner mit den Insurrekten statt, deren Hauptquartier unter Aquinaldo in Cavite viejo war. —

Die Hitze und Feuchtigkeit steigerten sich noch immer, jedermann litt unter diesem fürchterlichen Klima.

Anfang Juni versammelte sich allmählich das ganze deutsche Geschwader vor Manila unter der Führung des Vizeadmirals von Diedrich.

Obgleich alle Bewegungen unserer Schiffe den Amerikanern auf das korrekteste angekündigt wurden, so betrachteten sie uns doch mit großem Mißtrauen. Die Anwesenheit der Schiffe wurde nun dazu benutzt, um den Bitten der verschiedenen deutschen Firmen nachzukommen, ihre Angestellten aus dem Aufstandsgebiet zu holen. Auch wir mit „Irene“ erhielten einen solchen Auftrag. Einschalten muß ich noch, daß wir wenige

Tage vorher die Besatzung bis auf den letzten Mann (alle Unteroffiziere einschließlich) gewechselt hatten und also wirklich nur auf Friedensmission gehen konnten. Unser Auftrag lautete, nach zwei deutschen Mineningenieuren zu forschen, die sich nach der Westküste hatten durchschleichen wollen. Im Verfolg dieses Auftrages ankerten wir zuerst im Golf von Lingayen vor Dagupan, welches wir noch in spanischen Händen fanden. Der Kommandant der aus 500 Mann bestehenden Garnison, ein Jägermajor Caballos, machte einen vorzüglichen Eindruck. Die Garnison war überall eingeschlossen durch die Aufständischen, Munition und Lebensmittel knapp; seit 1½ Monat keine Nachrichten

Negritos (Ureinwohner).

von der Außenwelt. Da uns glaubhaft versichert wurde, daß die Aufständischen alle spanischen Frauen und Kinder auf das barbarischste behandelten, so boten wir uns an, diese mitzunehmen; der alte ergraute Offizier war rührend dankbar. Den nächsten Morgen gingen wir an Land, um die Flüchtlinge zu holen, ich gebe darüber die Eintragung meines Tagebuches im Wortlaut wieder:

„Die Damen verließen ab und zu die Stube, um sich auszuweinen. Ein kranker Priester bat, auch mitgenommen zu werden, was ihm aber unser Kommandant (eifriger Katholik) nicht gewähren zu können glaubte, trotz eines Kniefalls. Plötzlich begann ein kleines Mädchen zu weinen, uns allen wurden die Augen feucht, es war furchtbar.

Die Männer, den sicheren Tod durch das Buschmesser vor Augen, die Frauen und Kinder, oder soll man schon sagen Witwen und Waisen, meist ohne genügende Mittel hinausgehend ins Ungewisse.“ —

Es kamen im ganzen an Bord drei Offizierfrauen und elf Kinder.

Gleichzeitig mit den Frauen brachten uns die spanischen Jäger auf einem Prahm zwei Ochsen als Dankgeschenk; wir hatten sie bereits ausgeschlagen, aber nun brachten sie sie selbst an Bord und nahmen keinerlei Weigerung an. Wir müßten falsch berichtet sein, sie hätten reichlich Fleisch. Als wir uns schon Manila näherten, sagte mir die eine Dame, es wäre ihr letztes Fleisch gewesen, aber es machte wohl wenig Unterschied, die Munition sei auch fast verschossen! Als dieselbe mir sagte, daß sie nicht wüßte, wovon sie leben sollte, meinte ich, Spanien würde doch sicher für sie sorgen, sagte sie traurig und bestimmt: „Nein, nichts wird man für uns tun, nichts!“

Die Damen aßen mit uns in der Offiziermesse, bei einem Mittagessen ließ die eine ihr schreiendes Kind kommen und stillte es ohne Zögern am Tisch, sie war offenbar aus vorzüglicher Familie und vollkommene Weltdame, fand aber bei dieser intimen Handlung scheinbar nicht das geringste.

Nachdem die Amerikaner verständigt waren, landeten wir die Flüchtlinge in Manila und fanden die Befürchtungen der Damen nur zu sehr bestätigt, es kostete große Überredung und stete Kontrolle, die Behörde zu veranlassen, ihnen ein leeres Gebäude zur Wohnung und Nahrungsmittel zu überweisen.

Ende Juni trafen die ersten amerikanischen Truppentransporte ein und wurden bei Cavite und Parañaque gelandet. Die Amerikaner behandelten die Tagalen vollständig als Verbündete.

Wir legten uns zur Ergänzung von Kohlen und Vorräten in die Bucht von Maniveles fern vom Kriegsschauplatz; was mir ermöglichte, wieder der Jagd nachzugehen. Ein Tagale — überzeugter Insurrekte — diente mir als Führer, doch gingen unsere Begriffe über das Weidwerk etwas auseinander. Zuerst wollte er mich veranlassen, die Tauben des verlassenen und ausgeplünderten Pfarrhofes zu schießen, und dann strebte er nur die Erbeutung der Iguanos (Rieseneidechsen) an, deren Fleich von den Tagalen besonders geschätzt wird; von Hirschen und Schweinen, welche vorhanden sein sollten, habe ich nichts gesehen. Waren diese Streifereien auch nicht erfolgreich, so waren sie doch lehrreich. Er erzählte mir von dem Vertrag von Singapore, den die Amerikaner mit dem Katipunau geschlossen hätten, er erzählte mit sichtlicher Genugtuung von den unerhörten Grausamkeiten gegen die Spanier und zeigte mir die primitivsten Waffen, mit denen die Insurrekten den Aufstand begonnen hatten: Schwerter aus Eisenholz oder Faßreifen, Lanzen und Dolche, Pfeile und Bogen aus demselben Material, es gelang mir, vieles zu erwerben. Merkwürdig war eine Kanone: ein ausgehöhlter Eisenholzstamm, mit Leder umgeben und mit eisernen Reifen beschlagen. Die Spanier waren mit modernen Mausern bewaffnet!

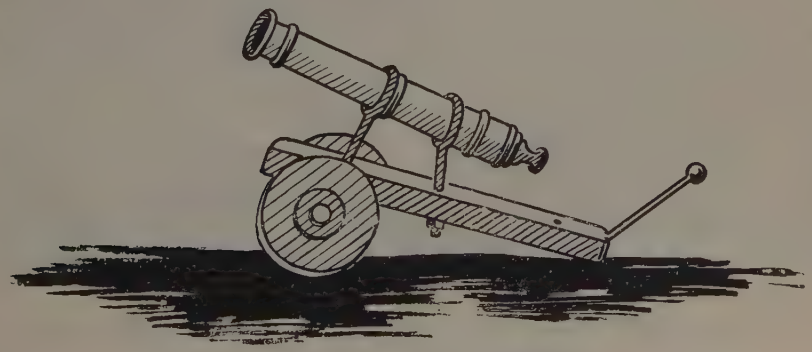
Lange dauerte unser Erholungsaufenthalt nicht; wiederum wurden wir nach der Westküste gesandt, um nach den gefährdeten Landsleuten zu suchen. Am 5. Juli ankerten wir zunächst in der Subigbay vor der Insel Isla grande.

Die Insel war z. Z. noch von Spaniern besetzt. Besondere Furcht herrschte vor einem Insurgenten-Dampfer Filigunas, der angeblich mit Bombardement gedroht haben sollte. Der spanische Kommandant forderte uns als Vertreter der Landesregierung auf, das Schiff als Pirat aufzubringen, wozu er formell berechtigt war. Da die Frage völkerrechtlich nicht ganz klar war, da nicht bekannt war, ob die Amerikaner nicht die Tagalen inzwischen als kriegführende Macht anerkannt hatten, so begnügten wir uns, den inzwischen erschienenen Dampfer, auf Befragen seitens der Tagalen, darauf hinzuweisen, daß ihre Flagge noch nicht anerkannt sei. Übrigens hatte das Schiff keine Kanonen an Bord. Auf Einladung der Führer gingen wir nach Aongapo, wohin uns der Dampfer folgte und wo wir feierlich und festlich mit Musik und Ehrenwachen empfangen wurden, die beiden deutschen Ingenieure waren aber nicht da. (Sie wurden später von „Cormoran" an der Ostküste gefunden.)

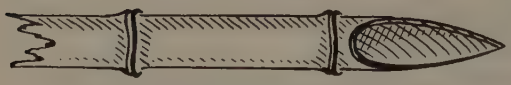
Den nächsten Morgen gingen wir nach dem kleinen Städtchen Subig, wiederum feierlicher Empfang durch die Aufständischen, wieder Ehrenwachen, Fahnen, Musik, ja Überreichung eines Huldigungsprotokolles. — Die beiden Deutschen, ja, das wüßten sie nicht, in Castillejos wären viele Hundert europäische Gefangene. Wir sollten doch hinreiten und sehen. —

Um ein Zeichen unseres Vertrauens zu geben, ritten wir in Uniform aber waffenlos hinauf, geleitet von unserer Eskorte; unser Kommandant, der sich im Sattel nicht wohl fühlte, wurde in einer Sänfte getragen.

In Castillejos wurden wir nach feierlichem Empfang in die Kirche geführt, wo ungefähr 250 spanische Gefangene untergebracht waren, die 450 gefangenen Farbigen waren anderweitig eingeschlossen. Hier wurden für uns und unsere philippinischen Wirte Stühle gebracht, die Gefangenen standen gedrückt herum: Nein, Deutsche wären hier nicht,



Improvisierte Lafette aus einer Tagalenverschanzung.



Bambusspieß der Tagalen.

alles Spanier, darunter der Gouverneur der Provinz und ein General, auch eine Dame wäre da.

Ob sie uns etwas anbieten könnten? — Ja, ein Glas Wasser nehmen wir mit Dank. Der Ritt war heiß.

„Agua" (Wasser) rief der tagalische Befehlshaber herrisch den spanischen Offizieren zu, und gehorsam und eilig stürzten diese fort, um uns Wasser zu holen. Mein Gott, waren das dieselben Spanier, die wir im vorigen Jahre auf der Luneta gesehen hatten? Sic transit Gloria mundi!

Würdevoll kam der Gouverneur heran, er erzählte, sie könnten sich im allgemeinen nicht beklagen, was die Tagalen hätten, bekämen sie auch, aber wenig wäre es: einige Handvoll Reis, etwas Tabak, das wäre seit Monaten ihre tägliche Kost. Nun kam auch die Dame, sie flehte, mitgenommen zu werden, sie erwartete täglich ihre Niederkunft und „Seht, Herr, das ist meine einzige Kleidung!" (Sie bestand nur aus ein Paar ausgetretenen Schuhen, einem Kattunrock und Jäckchen). Sie sei die Frau des Richters und habe nichts mit dem Militär zu tun. Wir wollen sie mitnehmen, ebenso Privatbriefe. Großer Kriegsrat, lebhafte Debatte auf Tagalisch. Den Vorsitz führte ein bisheriger Druckereigehilfe (jetzt Divisionsgeneral) mit auffallend energischem Gesicht. Nein, es ginge nicht, die Frau müßte bleiben, aber wegen der Briefe könnte man verhandeln, jedoch erst sollten wir mit ihnen tafeln.

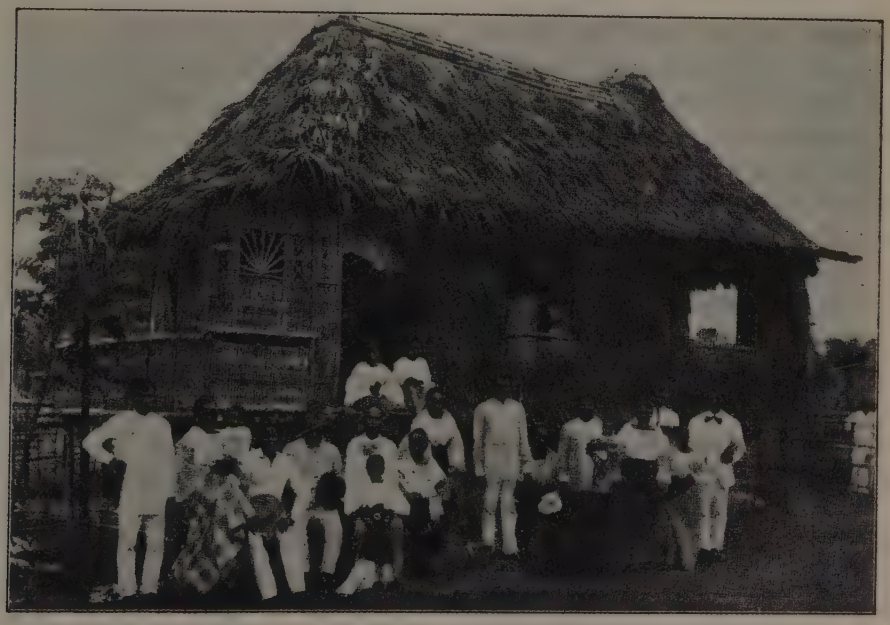
Nein, wir wollten erst Bescheid. Unser Kommandant ließ nochmals versichern, daß es ganz dem Völkerrecht entspräche, die Dame freizugeben. Erneute Verhandlung. Nein, die Frau müßte bleiben, Briefe, die sie gelesen, könnten wir mitnehmen, aber nun sollten wir mit ihnen speisen. — Nein, das täten wir nicht, wenn sie unserm Wort nicht trauten, könnten wir auch nicht ihre Gastfreundschaft annehmen; wir würden hier auf die Briefe warten. Ein tagalisches Überwachungskomitee war bald gebildet, als Sammelkasten für die gelesenen Briefe diente mein Sombrero, ab und an kam der finstere Führer und sagte auf einen geprüften Brief zeigend: „Dieser", der bezeichnete Brief wurde dann

Verhau der Tagalen, mit eingelassenen Bambusspießen, Graben und vorgelagerter Dornenhecke.

wieder eröffnet und nochmals durchgelesen, einige wurden zurückbehalten. Packend war die Dankbarkeit der Spanier, packend die Verzweiflung der Frau.

Als keine Briefe mehr kamen, traten wir den Rückmarsch an, geleitet von Musik, Fahnen und Ehrenwachen, die an der Stadtgrenze größtenteils zurückblieben. Als nur noch wenige da waren, kam barfüßig und -häuptig ein Tagale neben mein Pferd getrabt. „Es tat mir leid, ich weiß ihr sprecht die Wahrheit, ihr belügt uns nicht, ich kenne euch von vorigem Jahre von Binondo". Jetzt erst sah ich mir den fast demütig Ausschauenden an, hatte aber keinerlei Erinnerung. „Ihr müßt es nicht verübeln, wir kennen die Gebräuche großer Völker noch nicht so, wir glaubten schon viel getan zu haben, daß wir Gefangene machten, ich habe im Kriegsrat gesagt, wir wissen es nicht, aber den Deutschen dürfen wir trauen, aber der General war mißtrauisch. Aber ich bitte euch, nehmt diesen Dolch als Zeichen an, daß ihr nicht mehr zürnt und hier ist meine Visitenkarte." [Beide liegen noch vor mir, der Dolch selbstgefertigt, mit Silber beschlagen; auf der Karte steht, mit Tinte geschrieben: „Valentin Mendigorin Komandante nang kokbo Subik-Zambales" (Befehlshaber des Subigdistrikts).]

Merkwürdiges Volk, entwicklungsfähig, voll schlummernder Energie, wehe, wer es unterschätzt!



Tagalenfamilie vor ihrem Hause.

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.) 3.

Oft auch schritten sie auf diesen Spaziergängen, die der Arzt verordnet hatte, an den Grachten entlang, zur Seite des hellen Wassers. Frau Cadzand gab diesen Streifzügen durch die Stadt den Vorzug. Wenn sie aufs Land gingen, außer Sehweite der Häuser, dann ragten nur noch die Kirchtürme von Brügge empor und schlossen den Horizont. Dann aber war es, als ob sie nicht nur leibhaftig daständen, sondern auch, als ob ihr Schatten auf Hansens Seele fiel, als ob ihre Verlockung zunahm.

In der Stadt hingegen, in dem Gewirr der winkligen Gassen, sah man die Glockentürme nicht überall, sie wurden von Häusern und Giebeln verdeckt. Und Hans erschien dann mehr er selbst, er schien freier und losgelöster von ihnen und ihrer Mahnung, an seine Berufung zu denken. Darum lenkte Frau Cadzand, die auf die Nuancen bedacht war, auf alles, was ihren Sohn von seinen fixen Gedanken abbringen, ihn sich selbst zurückgeben konnte, die Schritte am liebsten zur Stadt, zumal sie ihre Nachmittags-Spaziergänge oft mit einem Vorsprechen bei ihrer Freundin, Frau Daneele, beschloß. Und dank der Verschlungenheit der Kanäle und Gassen von Brügge, die sich winden und drehen und in sich selbst zurückkehren, wie die Wolle am Knäul, kamen sie nach mancherlei Umwegen wie zufällig immer wieder zum Quai du Miroir, wo Daneeles wohnten.

Es war dies eine rührende List der Mutter, die ihren Plan verfolgte. Sie hatte bald gemerkt, daß Wilhelmine in Gegenwart des Jünglings verwirrt wurde. Ihr Hans war ja so schön, namentlich seit seiner Krankheit, wo er sein Haar hatte wachsen lassen ... Eine wogende Flamme krönte seine bleiche Stirn!

Jawohl! Die kleine Wilhelmine wurde verwirrt. Der halbe Weg war gemacht. Sie kam ihm entgegen; Hans brauchte nur einen Schritt zu tun, und es stand nichts mehr zwischen ihnen als ihre Zukunft!

Wenn sie so zur Dämmerstunde mit ihrem Sohn bei Frau Daneele vorsprach, spielte Frau Cadzand stets das gleiche Spiel. Sie wurden in den Räumen des Erdgeschoßes, zwei großen, aneinanderstoßenden Zimmern, empfangen. Hansens Mutter hatte rasch einen Vorwand gefunden, um ihre Freundin in den hinteren Salon zu locken. Die beiden jungen Leute blieben allein in dem anderen. Man zündete die Lampen erst spät an und verlängerte so die holde Schwermut des sinkenden Dunkels ... Minuten, wo die Seele traurig wird, sich allein fühlt, sich anvertraut. Wilhelmine war von schüchternem Wesen;

sie errötete leicht. Seit einiger Zeit errötete sie stets, wenn sie an den Jüngling das Wort richtete. In diesem Dämmerlicht wurde sie zweifellos kühner und errötete nicht mehr, denn man errötet nur, wenn man weiß, daß man angeblickt wird.

Wilhelmine plauderte mit Hans von tausend reizenden Nichtigkeiten, von der Pension, von einer Freundin, die ihr geschrieben, einem Buche, das sie gelesen hatte, einer Reise, die sie gern gemacht hätte.

„Und Sie, Hans, würden Sie nicht gern reisen?"

Sie nannte ihn vertraulich beim Vornamen. Sie kannten sich ja schon so lange! Sie waren zusammen Kinder gewesen.

Trotzdem fühlte Wilhelmine, daß sich etwas verändert hatte. Als sie aus der Pension zurückkehrte und Hans ganz erwachsen, ganz verändert wiedersah, mit einem Flaumbärtchen an der Oberlippe, da war er ihr zuerst wie ein Fremder erschienen, der ihrem Kindheitsgefährten ähnlich war.

Hans war schön! Wenn er sie jetzt anblickte, errötete sie. Sie wußte nicht, warum. Es war zu dumm. Trotzdem errötete sie. War er nicht da, so wünschte sie ihn zu sehen; ihr war, als hätte sie ihm viel zu sagen; und wenn sie beisammen waren, wußte sie nichts mehr, wagte sie nicht den Mund aufzutun. Er war so klug; er hatte alle Preise davongetragen, alle Auszeichnungen erhalten. Jetzt würde er ein Gelehrter werden, wie sein Vater: er arbeitete an einem Buche.

„Wirklich, Hans, du willst ein Buch schreiben? . . ."

Wilhelmine plauderte, plauderte, als ob die zunehmende Dunkelheit sie kühner machte. Sie hatte keine Angst mehr. Sie errötete nicht mehr. Doch bei diesem Geplauder ohne Lampe war es ihr, als legte sich das Dunkel auch auf ihre Worte. Ihre Stimme wurde tiefer. Seltsamer Einfluß des Schattens, des frommen Schattens, der uns nur leise sprechen läßt wie in einer Kirche.

Ohne etwas Intimes oder Vertrauliches zu sagen, denn sie hatte ja noch kein Geständnis zu machen und keine Liebe keimte in ihr auf, dämpfte Wilhelmine ihre Stimme mehr und mehr ab. Wenn man aber leise spricht, ist es, als hätte man ein Geheimnis miteinander, — darum flüstern auch alle Liebenden.

Und Frau Cadzand, die aus dem andern Zimmer das Geplauder der beiden jungen Leute belauscht hatte, wie es immer leiser, immer gedämpfter wurde, bis das Anzünden der Lampen es jählings erweckte, zweifelte deshalb auch an diesem Abend nicht mehr, daß ihr Plan zum Ziel führen würde. Beim Abschied auf dem großen Korridor gab Frau Daneele ihr einen Kuß. Wie groß war ihre Überraschung, als sie merkte, daß ihr Schleier feucht, ihre Wangen mit Tränen benetzt waren . . .

„Was hast du? Du hast geweint . . ."

„Nein! . . . Es ist nichts! . . ." Und schließlich gestehend: „Es ist vor Freude! . . ." Damit umarmte sie ihre alte Freundin, als hätten sie ein großes Glück miteinander zu teilen.

4.

Auch Frau Daneele sah dem beginnenden Idyll ohne Mißbehagen zu. Hansens Gefühle waren ihr noch unbekannt. Ihre Freundin hatte ihr ihren Kummer und ihre Befürchtungen zwar ehedem mitgeteilt. Aber derartige Träume vom geistlichen Leben sind bei jungen Leuten und Mädchen, die von Priestern und Nonnen erzogen sind, häufig, und die sogenannte Berufung kommt rasch ins Wanken. Würde Hans daran festhalten? Das war wenig wahrscheinlich, obwohl er von einer beginnenden Liebe zu Wilhelmine noch nichts hatte durchblicken lassen ... Ihr Herz schien allerdings von der Liebe getroffen ... Mütter haben einen Instinkt, der Vorgefühle kennt. Die Nabelschnur zwischen ihnen und ihren Kindern wird nie ganz zerschnitten. Und wenn der Leib des Kindes eine Erschütterung erfährt, selbst die holde Erschütterung der Liebe, so gehen Kreise von dieser Bewegung aus, wie in aufgerührtem Wasser, bis zu dem empfindsamen Leib der Mutter.

Frau Daneele erriet und fühlte die entstehende Liebe Wilhelmines. Nichtigkeiten: ein Erröten, die Vorliebe für ein Buch, ein Drang zur Einsamkeit, Tränen ohne Anlaß, das waren ihre Anzeichen ... Hans erklärte sich nicht. Frau Daneele war dies im Augenblick ganz recht. Ihre Tochter war noch zu jung. Bindet man sich mit siebzehn Jahren fürs Leben? Ihr war es lieber, sie ging etwas aus, kam in Gesellschaft, wenn auch nur für einen Winter.

Feste sind in Brügge selten; doch jedes Jahr gibt der Gouverneur einen großen Ball, auf dem sich die Spitzen der Behörden und die gute Gesellschaft der Provinz zusammenfinden. Der alte Adel erscheint, mit uralten Spitzen, mit Juwelen aus den Zeiten des Ruhmes geschmückt, wo eine Königin von Frankreich beim Anblick solchen Prunkes klagte, man fände in Brügge nur Königinnen. Wilhelmine wäre lieber nicht auf dieses Fest gegangen, ohne Zweifel wegen Hans. Doch Frau Daneele, ebenfalls von alter Familie, setzte ihren Stolz darein, ihre Tochter dort vorzustellen. Sie sollte reizend aussehen. Man sprach lange hin und her über die Toilette. Rosa würde ihr gut stehen, da sie brünett war. Aber Weiß war eine leuchtendere Farbe, die Farbe der ersten Einführung. Ist der Obstgarten nicht weiß im April, wenn die Bäume ihr Leben beginnen? Sie bestellte ihr also ein ausgeschnittenes weißes Kleid, das die Schultern frei ließ, den wundervollen Nacken mit dem schwarzen Nest der krausen Locken, die noch etwas mageren Arme, an denen kurze Ärmel sich blähten wie aufgespannte Flügel. Das ganze Kleid war aus Tüll, schwebend, luftig, unstofflich, eine festgesteckte Wolke! Der rechte Putz für die Siebzehnjährigen! Nichts als Weiß! Am Hals eine Reihe von Perlen; weiße Atlasschuhe; ein Fächer, der einer gefältelten Lilie glich.

Es war ein großes Ereignis, als der Ballabend herankam und Wilhelmine sich endlich in diesem Festkleide sah. Sie war duftig wie eine mit Vorhängen umhüllte Wiege, frisch

wie eine weiße Azalee. Der große Empirespiegel ihres Schlafzimmers strahlte wider, wenn sie sich darin betrachtete, wie wenn der Mond voll hineinfiel.

Frau Cadzand hatte Wilhelmine gebeten, einen Augenblick bei ihr vorzusprechen. Sie wollte sie in ihrer ersten Balltoilette sehen, und Hans sollte sie auch sehen, da er sich ja geweigert hatte, das Fest zu besuchen, häuslich und wenig gesellig, wie er war.

Ein Wagen hielt in der Rue de l'Ane Aveugle: im nächsten Augenblick betrat Wilhelmine mit ihrer Mutter das Eßzimmer der alten Wohnung, in dem sich Frau Cadzand aufzuhalten pflegte. Diese stieß einen Schrei aus und war voller Bewunderung ...

„Wilhelmine! Wie bist du reizend! ... Wie gut tatest du, weiß zu nehmen. Und die reizende Frisur. Wer hat dich frisiert?"

Frau Cadzand wollte alles wissen, alles sehen, ließ das junge Mädchen sich umdrehen, um es im Rücken, von der Seite zu betrachten, dann wieder von vorn; sie prüfte den Sitz der Taille, und die schöne Fülle des Rockes, der sie umfloß, in Falten herabfiel und ihre Füße umrauschte ...

„Halt, ich vergaß!" versetzte Frau Cadzand; „auch ich wollte an deiner Schönheit heute abend teilnehmen, Wilhelmine."

Damit holte sie einen weißen Fliederzweig, den sie beim Blumenhändler bestellt hatte.

„Er ist wie aus Nizza."

Wilhelmine hatte den blassen Blütenzweig in Empfang genommen; sie war sehr zufrieden, sehr gerührt. Sie umarmte Frau Cadzand und befestigte die zarten Blüten an ihrem Gürtel, so daß sie mit dem zarten Stoffe verschmolzen.

„Hans muß dich auch so sehen!"

Frau Cadzand schellte nach den Dienstboten, um Hans zu rufen. Auch diese gerieten in Verzückung, vor allem die alte Köchin Barbara, die seit zwanzig Jahren im Hause war und sich gewisse Vertraulichkeiten erlauben durfte. Sie faltete die Hände und bewunderte die Balldame, als wäre sie eine Prinzessin in der Prozession.

Tritte erschollen auf dem stillen Korridor: es war Hans, der aus seiner Stube herunterkam. Er trat ein.

„Nun? findest du sie hübsch?" fragte Frau Daneele.

Hans blickte sie an, er schien verwirrt, verlegen. Aus Höflichkeit antwortete er mechanisch Ja! Dann zog er sich in die dunkelste Ecke des Zimmers zurück. Er sprach kein Wort. Frau Cadzand fuhr in ihren Lobeserhebungen fort. Sie steckte den Fliederzweig, der schlecht befestigt war, besser an; seine kleinen Blüten glichen Schneeflocken, die aus dem unbeweglichen Schnee des Tülls hervorflogen.

Wilhelmine blickte Hans an, betrübt über sein Schweigen. Sie fühlte sich minder glücklich, minder weiß, als ob Hans beim Eintreten einen großen, schwarzen Schatten über ihr helles Kleid geworfen und eine der Lampen ausgelöscht hätte.

Frau Daneele fragte nach der Uhr.

„Was! Schon zehn Uhr! Schnell fort."

Damit verschwanden sie, und Frau Cadzand blieb düster zurück, tief enttäuscht über diese Probe, die sie von Vorteil gewähnt hatte für den Traum der Zukunft. Würde Hans, nachdem er Wilhelmine so reizend geschmückt gesehen, sie nicht schön finden und zu lieben beginnen? Das jungfräuliche Weiß ihres Ballkleides würde seine Gedanken vielleicht auf das andere weiße Kleid lenken, das sie eines Tages anlegen würde, um zum Hochzeitsaltar zu schreiten. Es gibt solche Gedankenverknüpfungen, die plötzlich etwas klar werden lassen, was man noch nicht in sich vermutet hatte. Ach! der weiße Zauber hatte nicht gewirkt. Hans hatte vielmehr etwas wie ein Zurückprallen gezeigt, ohne Zweifel einen Verdruß, sie frivol zu finden, sie so weltlich zu sehen.

In Wahrheit hatte er noch mehr empfunden, als er das Eßzimmer betrat: er fühlte sich verletzt, Wilhelmine in diesem Kostüm zu erblicken, und mehr noch, daß man ihn dazu gerufen hatte. Konnte ein junges Mädchen die Unbescheidenheit so weit treiben! Und die beiden Mütter machten sich noch zu Mitschuldigen! Hans hatte nie auf ein Fest gehen mögen. Er ahnte nicht, daß die Frauen, wenn sie sich dekollettieren, so schamlos wären, soviel von ihrem Körper zu zeigen: die Schultern, die Rückenlinie, die Arme und vor allem die verwirrende Schwellung der Brüste, deren Geheimnis er selbst in Gedanken nie zu ergründen gewagt hatte, dessentwegen er die Augen selbst vor Statuen und Bildern niedergeschlagen hatte. Heute hatte er die beiden Busenhügel fast deutlich gesehen. Wilhelmine stand in ihrem Tüllkleid da, als wollte sie ihm entsteigen. Oh nackter Frauenleib, Spalier der reifen Brüste, in dem die ewige Schlange sich gewiß verbarg, Baum der Versuchung, um den sie sich ringelte!

Hans war ins Dunkel zurückgewichen, erschrocken wie vor einer Gefahr, die seine Seele bedrohte. Lange verfolgte ihn die Erscheinung mit ihren Einzelheiten, deren Spuren er in seinem Geist zu verwischen suchte . . . .

5.

Eines Tages fand Frau Daneele ihre Tochter in Tränen aufgelöst. Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und schluchzte, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Ihr Haar war aufgegangen und umwogte sie in schwarzen Strömen.

„Was hast du?“

„Nichts . . . Laß mich . . .“

Worte des seelischen Schmerzes, ganz wie bei körperlichem Leiden, voller Angst, daß man dem schmerzhaften Punkt nahe kommen, die Wunde berühren könnte, wenn auch nur, um sie zu heilen. Doch Mutterhände kennen Heilmittel, als hätten sie aus den Windeln der Kindheit Scharpie gezupft, mit der sie ihre Kinder zeitlebens verbinden.

Wilhelmine war von empfindsamem, feurigem Gemüt. Bei ihren Plaudereien und Begegnungen mit Hans, welche die Mütter begünstigt hatten, war es natürlich, daß er es dem jungen Mädchen angetan hatte. Er besaß edle Züge und war so schön, daß alle

Frauen ihm Blicke zuwarfen. Wilhelmine litt unter seiner Kälte. Anfangs verlangte sie nur nach seiner Gegenwart. Sie errötete; aber es war ja so hold, dies Erröten am Abend, wo er es infolge der Dunkelheit nicht gewahrte. Sie empfand eine linde Wärme dabei, eine Liebkosung wie von Rosen, als hätte sie plötzlich ihr ganzes Gesicht in einen Rosenstrauß vergraben. Wenn er da war, fühlte sie sich wie verwandelt; ihr war, als hätte sie sich wiedergefunden, nachdem sie sich verloren hatte, als kehrte sie von einer langen Reise heim. Und seine Stimme, ernst und gehalten — ihr war, als käme sie ihr entgegen, dränge in sie hinab, erweckte Dinge in ihr, die sich rührten, emporstiegen und sie verließen, um ihrerseits zu ihm zu gehen; und es war eine Einigkeit, ein Austausch, wie die gute Nachbarschaft zweier Häuser, deren Rauch sich vermischt. Erste Liebe! Verwirrung des ganzen Wesens! Unruhe, man weiß nicht worüber! Emporsprießen eines mystischen weißen Rosenstrauches in der Brust, den man mit Tränen bewässern muß!

Wenn Hans mit seiner Mutter fortging, so war Wilhelmine unglücklich. Die Stunden waren endlos. Die Stille der Wohnung langweilte sie. Sie bemühte sich, seine Stimme wieder zu hören, sich sein Gesicht vorzustellen, und war betrübt, dessen flüchtige Zeichnung immerfort zu verlieren. Oh Hinfälligkeit des menschlichen Gedächtnisses, in dem nichts als die Gegenwart erscheint, die für die Abwesenheit so wenig Ersatz bietet, die von dem, was man gern wiedersähe, nicht mehr zurückhält, als ein Spiegel auf seinem Grunde bewahrt. Kaum entsann sie sich der lichten Haare, des lebhaften Schwunges der Nase, der ganzen Gestalt von Hans — und nun gar die unausdrückbare Farbe seiner Augen, die Linie seines Mundes, die mit einer kleinen, leicht verächtlichen Falte endete! Wilhelmine suchte, strengte ihr Gedächtnis an; denn sie bedurfte des teuren Gesichtes. Sie hätte so gern sein Bild gehabt, um ihrer Erinnerung nachzuhelfen . . .

Aber sie wagte nicht, ihn darum zu bitten, sie wagte ihm nichts zu sagen. Er war stets so ernst und so kalt, er sprach mit ihr wie mit einer Fremden oder mit einer jüngeren Schwester, der man nichts zu sagen hat! Ohne Zweifel hatte er sie als Kind zu gut gekannt, um sie jetzt als Erwachsene zu behandeln, als ein junges Mädchen, das sie doch war. Nie würde es ihm in den Sinn kommen, sie anders zu lieben als wie eine Kindheitgespielin, noch gar sie zu heiraten!

Wilhelmine war verzweifelt.

Als Frau Daneele sie so in Tränen fand, zweifelte sie keinen Augenblick am Grund ihres Kummers. Junge-Mädchen-Tränen, Liebestränen.

Sie reizte ihre Tochter zum Geständnis . . . Dann sprach sie ihr sanft Trost und Rat zu. Sie erzählte ihr, was Wilhelmine nicht wußte, Hansens übertriebene Frömmigkeit, seine alten Pläne, seine religiöse Berufung, seinen Willen, in einen Orden einzutreten, und den Widerstand von Frau Cadzand, der er hatte versprechen müssen, noch etwas zu warten, seinen Entschluß bis zu seiner Großjährigkeit aufzuschieben. Aber Entschlüsse dieser Art halten nicht stand, sie verfliegen, wenn man nur ein paar Jahre draußen in der Welt bleibt.

„Oh ja!“ rief Wilhelmine, „als ich im Kloster war, wollte ich auch Nonne werden.“

„Also betrübe dich nicht. Ich selbst und Frau Cadzand, die klar sehen, wie es um dich steht, wären hocherfreut, wenn Du Hans heiratest. Er ist deiner Liebe wert! Weine nicht mehr, Wilhelmine!“

Das junge Mädchen warf sich ihrer Mutter an den Hals und umarmte sie mit Inbrunst. Ihre Augen waren wieder hell, geklärt von all dem häßlichen Kummer, der sie mit Regen erfüllt hatte. Dann beruhigte sie sich und fragte:

„Ja! Aber wenn er es sich in den Kopf setzt, wenn er doch Priester werden will?“

„Das ist deine Sache, Wilhelmine. Sieh zu, daß er dich liebt. Du liebst ihn, das ist die Hauptsache. Richte es so ein, daß er es errät, es halb und halb merkt . . . Die Männer lieben besonders, wenn sie wissen, daß sie wiedergeliebt werden . . .“

6.

Frau Daneele erzählte ihrer Freundin den Tränenausbruch Wilhelmines. Rührende Verschwörung zweier Mütter zu dem gleichen Ziel, ihre kranken Kinder zu heilen. In Wahrheit war ihr Leiden, das so verschieden schien, ja das gleiche. Der eine litt am Glauben, die andre an der Liebe. Sind aber Glaube und Liebe nicht die beiden Gesichter des Unendlichen? Beide litten zugleich an einer Einsamkeit und einer Fülle, einem Bedürfnis, zu wachsen und sich auszutauschen. Wir haben nur ein Herz für alle Arten von Liebe: Hans betete gewiß mit Liebesworten zu Gott, und Wilhelmine liebte Hans mit dem Überschwang der Anbetung.

Deshalb war auch das Heilmittel das gleiche; man mußte sie durch einander heilen: aber wie sollte man sie dazu überreden? Die beiden Mütter waren durchaus unentschlossen und fast ängstlich; auch sie erwarteten das große Ereignis der erhofften Heirat, um sich nach so vielen Jahren fester Zuneigung noch enger verbunden zu fühlen, als gehörten sie der gleichen Familie an . . . Es war ihnen, als ob sie am Hochzeitstage Schwestern würden.

Frau Daneele riet ihrer alten Freundin, mit Hans zu reden, zu lavieren, zu erfahren, was er empfände. — Doch Frau Cadzand war in betreff der Taktik unsicher. Ihr Sohn durfte nicht merken, daß sie eine Absicht, einen festen Plan verfolgten. Er würde sich um so weniger bestimmen lassen, wenn es den Anschein hätte, daß sie ihn beeinflußte, in seine Zukunft eingreifen wollte und die Frage seiner Berufung, die zwischen ihnen geregelt war, wieder ins Rollen brachte. Ohne Zweifel würden sich die Dinge von selbst gestalten. Es wäre besser, ihnen ihren Lauf zu lassen. Junge Herzen verständigen sich besser untereinander, mit halben Worten. An einem gewissen Tage würde Wilhelmine durch die Stimmung der Stunde, durch ihren Tonfall mit einem einzigen Worte mehr sagen, als sie alle beide es mit langen Reden und Kriegslisten vermöchten.

So dachte Frau Cadzand. Sie setzte alle Hoffnung auf ihre Anmut, auf das an-

steckende Fluidum der Liebe. Sie hoffte im Grunde ihres Herzens und ohne es ihrer Freundin zu gestehen, nur noch auf ein Wunder. Sie hatte ihren Sohn beobachtet; sie sah seine unveränderte Frömmigkeit, sein fast schon mönchisches Leben, sah, daß er sich nur widerwillig gefügt hatte, daß er seinen Plan nur aus kindlicher Liebe aufschob, und weil er sein Wort gegeben hatte. Aber er fuhr fort, in der Welt zu leben wie in einer Verbannung, er schleppte seine eintönigen Tage hin, verbrachte sie mit einigen Nachforschungen und Arbeiten ohne jeglichen Eifer; er war ganz Gott zugewandt, und auf seinem schwermütigen Antlitz leuchtete nur dann etwas Zufriedenheit, wenn sie zur Kirche gingen, wenn die Orgel erklang und die Messe gesungen ward. Die übrige Zeit schien er zu warten.

Wilhelmine gegenüber empfand er höchstens ein Gefühl der Unruhe, des Unbehagens, wie gegenüber einem zu weltlichen Wesens. besonders seit dem Abend, wo er sie in Balltoilette gesehen hatte.

Frau Cadzand verhehlte sich das alles nicht. Trotzdem hoffte sie noch. Hofft man nicht so lange, als man wünscht?

7

Der Winter kam. Die beiden Mütter hatten sich für einen Sonntag nachmittag verabredet, mit ihren Kindern einen Ausflug nach Damm zu machen. Hans mußte trotz seiner Neigung, zu Hause zu bleiben, wohl oder übel mitgehen, denn seine Gesundheit war noch immer schwach und der Arzt hatte von neuem frische Luft und Spazierengehen verordnet. Seit einigen Tagen, namentlich aber seit der letzten Nacht, war Frostwetter eingetreten. Aus diesem Grunde hatten sie diesen Ausflug längs des Kanals, der zu der kleinen toten Stadt führt, verabredet. Sie wußten, wie malerisch seine Ufer an Frosttagen waren. Eine wahre Kirmeß entfaltete sich auf dem Eise: Buden, in denen Punsch verkauft wurde, Pfannkuchen; Kinder, die Reigen auf dem Eis tanzen und dazu singen:

„Die Fische haben's heiß
Unterm Boden von Eis;
Und wir obendrauf
Werden heißer im Lauf."

Schlittschuhläufer kamen von dem nahen Holland herüber; sie unterschieden sich von den Einheimischen durch ein rhythmisches Wiegen, ein harmonisches Schaukeln des Körpers, durch die Kunst, sich abwechselnd auf einem Beine zu halten, wie ein Boot auf beiden Seiten einer Woge, mit einem Auf und Ab der Bewegung. Das Schlittschuhlaufen ist für die Holländer gleichsam ein Tanzfest.

Die beiden Familien trafen sich am Quai du Miroir bei Frau Daneele, dann gingen sie nach dem Dammer Tor an der Gracht entlang. Die Sonne schien hell. Die Kälte belebte das Blut und machte heiter und lustig Die beiden Mütter plauderten. Auch Wilhelmine war gesprächig. Hans beobachtete mit Interesse die Straßenszenen.

Selbst auf den Kanälen in der Stadt, die eine feste Eisschicht bedeckte, tummelten sich ein paar vereinzelte Schlittschuhläufer. Es war ein seltsames Bild: das Wasser wurde hier zu beiden Seiten von Kais eingefaßt, und da der Kanal gefroren war, so sah er aus wie drei parallele Straßen, wie ein Triptychon, dessen etwas vertieftes Mittelbild die Eisfläche bildete. Hier und da fuhren die Schlittschuhläufer neben den Fußgängern vorbei. Sie waren wie eine höhere Menschheit, beweglicher und luftiger, mit einem neuen Sinn begabt, noch halb Menschen und schon halb Engel, die über das Eis dahinglitten, als ob sie flögen.

Die Spaziergänger erreichten das Dammer Tor mit seinen olivengrünen melancholischen Rasenwällen. Sie wandten sich noch einmal um nach der Stadt, die scharf umrissen im Sonnenlicht lag. Oh, diese Wintersonne an Frosttagen über Brügge! Wie Kerzenschimmer über dem Katafalk einer Jungfrau! Dieses blasse Rosrot auf dem Eise, ähnlich wie die Patina auf alten Gemälden, das hier der Luft, den Kanälen, den Straßen die Farbe und gleichsam den Dunstkreis eines Museums verlieh! (Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Politik ist nur noch Vorwand, denn wer an der Börse irgendwie furchtsam von Bulgarien spricht, würde in Verlegenheit kommen, diese Worte auch wirklich begründen zu müssen. In der Tat! Nachdem der Markgraf Pallav cini und Kiamil Pascha handelseinig miteinander geworden sind, ist doch das Schwerste in jener so plötzlich aufgerollten Frage überstanden. Damals hat Wien, das keine protestantische Feiertagsheiligung kennt, in seinem Sonntagsverkehr Kreditaktien um 7 Kronen, also um 2% hinaufgesetzt und — damit basta. Es wollte als Hauptstadt eines großen Reiches wenigstens sein höheres Verständnis für die neue Wendung der Dinge dartun, sich aber dann wieder schlafen legen. — Nirgends so gut wie in Wien kennt man die eigenen Klassierungsverhältnisse von Aktien mit ersten Bankinstituten als Pathen. Deshalb hatte man dort auch Holzverkohlungsaktien, deren Prospekt von der Kreditanstalt noch immer nicht herauskam, auf 170 taxiert, was bei uns, wo sich das Publikum von keiner Bank befehlen läßt, nicht so rasch möglich wäre. Von Wien hing der deutsche Markt wochenlang ab, nun erst, da man am Schottenring völlig versagt, bleibt uns nichts übrig als auf New York zu blicken. Die Bankiers von dort, deren Anwesenheit bei uns zu allen möglichen Fragestellungen veranlaßt, fühlen sich zu günstigen Auskünften dreifach bewogen: weil sie ihre Kommanditisten in Berlin über das Blühen von deren Kapitalien beruhigen wollen; — weil sie nach andern Seiten hin Vorwürfen über von ihnen emp ohlene, aber dennoch schlechte Konsortialbeteiligungen behutsam ausweichen; — weil sie mit neuen Geschäften in der Tasche herüber gekommen sind. Indessen wenn diese Herren nun das Nahen des booms mit den vielen Bonds zu beweisen versuchen, die jetzt das amerikanische Publikum wieder selbst kauft, so ist damit gar nichts bewiesen. Im Gegenteil tun dies die unternehmenden Yankees

nur so lange, als sie ihr Geld nicht in Industrie und Handel anlegen können. Ist aber eine Konjunktur wirklich in Sicht, so kommt es diesen Leuten, die niemals kleinliche Rechner sind, auch nicht darauf an, sich ihrer Bonds mit einigen Prozent Schaden zu entäußern, nur um rasch wieder flüssig zu werden. In Wahrheit denken die deutschen Montanleute jetzt an alles eher, als an einen Sukkurs von drüben, weshalb auch fast alle maßgebenden Äußerungen der letzten Zeit recht vorsichtig, sogar bezüglich des ganzen Jahres lauten. Besonders in Zechenkreisen fühlt man den Umschwung der Verhältnisse auch insofern, als viele Großverbraucher nunmehr auf eine Qualifizierung ihrer Kohle dringen, während sie sich viele Jahre hindurch in diesem Punkte ziemlich unterschiedlos verhalten hatten. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß die meisten Hütten ihre eigenen Grubenfelder besitzen, also auch bei sich selbst nicht gut reklamieren. So kaufunlustig ist heute unser Publikum, daß es sogar chemischen und elektrischen Aktien ziemlich fernbleibt, trotz so mancher Dividendenanreizungen und trotz einer solchen Abundanz, daß z. B. die Versicherungsgesellschaften auch nicht annähernd so viele gute Hypotheken finden, als sie Barsummen dafür übrig haben. — Midas in vergrößerter Auflage.

* * *

Hundert Jahre ist eine lange Zeit und deshalb konnte auch die Kohlenfirma Mathias Stinnes, deren Jubelfeier so zahlreiche Federn jetzt beschäftigt hat, sich Muße zu ihrem Wachstum lassen. Goethe spricht von der Erbschaft, die jeder große Mann gemacht haben müsse. Friedrich II. habe die schlesische Frage geerbt, Napoleon die französische Revolution und er, Goethe, die Newtonsche Farbenlehre. — In diesem Sinne hatten die Stinnes zu Mülheim an der Ruhr die Kohlengegend und den Fluß dazu geerbt. Wie viele hanseatische Kaufleute gibt es, die das erste Leinwandpaket nach Afrika gesandt, oder die ersten Straußenfedern nach Europa exportiert haben usw. aber man spricht nicht von ihnen, da die meisten Waren keinen so auffallenden und einheitlichen Charakter wie die Kohle an sich tragen. Die Hamburger und Bremer hatten es mit dem Wettbewerb großer Kulturvölker zu tun, deren Flotte nicht etwa wie die deutsche einst unter den Hammer gekommen war. Dagegen die Firmen wie Haniel oder Stinnes brauchten bei ihrem Kohlenhandel und ihren Reedereien das Ausland minder zu fürchten, während sie im Inlande statt ernsthafter Rivalen nur ängstlichen Kaufleuten begegnet waren, die für Neues und Mutiges nicht den mindesten Sinn hatten. Freilich einen großen Vorteil hatten unsere Seestädte, den, stets Geld oder Kredit bekommen zu können. Es gab eine Valuta: Hamburg, die in die Wechselportefeuilles der ganzen Welt regelmäßig gelangte. Wer im Auslande aber sollte Köln Düsseldorf Elberfeld Zug um Zug diskontieren? An Knappheit litt daher sowohl unsere westliche Textilindustrie als auch unser Hütten- und Kohlengewerbe. Es gab lange Jahre, in denen Oppenheim in Köln der an seinen Pariser Verwandten Fould sehr reich geworden war, den Hauptkreditgeber Rheinland-Westfalens abzugeben hatte, dies aber auch nur unter Anlehnung an den Frankfurter Rothschild als Hauptdiskonteur. Andere Krösusse, wie die vom Rath, Schöller, Rautenstrauch, Langen etc. zogen es vor, ihre Barmittel in eigenen Fabriken arbeiten zu lassen oder gar große Gutsbesitzer in Schlesien und Böhmen zu werden. In bezug auf Geld hatten es daher auch die Stinnes besonders schwer, nachdem sie zu ihrem Kohlenhandel noch Schiffsreederei und Bergwerksbesitz getan hatten. Heute ist der wichtigste Mann dieser Familie keineswegs derjenige, der die regelmäßigen Geschäfte macht, sondern derjenige, der das Grubeneigentum verwaltet. Hugo Stinnes, er, der aus einem Unternehmer längst ein Eroberer geworden ist, steht inmitten unserer modernsten Kombinationen von Stahl- und Kohleninteressen. Seinen Entschlüssen hat Deutschland mit Aufmerksamkeit zu folgen, namentlich sobald man in dieses gewaltige und auch gewaltsame Konzentrierungssystem noch einigen Zweifel setzt. Eine neue Phase wird mit dem Augenblick kommen, wo Stinnes und Thyssen ihre Wege voneinander trennen werden, weil sie dann nichts mehr Gemeinsames, sondern nur noch Entgegengesetztes vertreten. Und ein solcher Moment wird sich eines Tages melden.

* * *

300 000 Mark ohne Quittung, das ist das Neueste auf dem Gebiete der wohltätigen Sammlungen! Unser Kronprinzenpaar hat, wie offiziell erklärt wird, M. 300 000 (ein wahres Wunder von einer runden Ziffer!) für die Hinterbliebenen auf der Zeche Radbod gesammelt. Bei der großen Anzahl der einzeln eingehenden Beträge sei es aber nicht möglich gewesen, allen Spendern den Empfang der Summen besonders zu bestätigen. Eine Quittungsleistung der einzelnen Beträge werde demnach nicht mehr geschehen. — Merkwürdig genug scheint diese Erklärung nirgends aufgefallen zu sein. So soll wenigstens hier gegen eine ganz ungewohnte Art von Empfangnahme zahlreicher Geldposten und deren fehlender Verrechnung der öffentliche Ordnungssinn angerufen werden. Gibt es doch in Verwaltungsdingen weder Vertrauen noch Mißtrauen, sondern nur Regelmäßigkeit. Die Beamten im Kronprinzenpalais wußten, welche Arbeit ihrer harrte, — übrigens keine allzudrückende Arbeit — sie hätten also auch für genügende Hilfskräfte sorgen können, um wenigstens zum Schluß eine Quittung im einzelnen, zu erlassen. In dieser Beziehung darf es sich wirklich keine Zeichenstelle mit einer Krone darüber bequemer machen, als alle andern Stellen, ohne böses Beispiel zu geben.

* * *

Herr Fischl reist nicht ohne Nutzen, wie nunmehr aus den Russischen Eisenbahnobligationen zu ersehen ist, die das Haus Mendelssohn demnächst unserm Markte anbieten wird. Als der oben genannte Herr kürzlich in Petersburg erschien, war er lediglich zu Informationszwecken anwesend, wie er selbst versichern ließ, und zwar noch mit dem Zusatze, daß es sich um keinerlei Anleihe handele. Ganz gleichgültig ist aber diese Art des Auftretens keineswegs. Herr Fischl braucht gar nichts zu sagen, aber es zwingt ihn auch niemand, das Gegenteil von dem zu sagen, was wirklich in Unterhandlung steht. Nicht einmal die Furcht vor einer Konkurrenz kann ihn dazu zwingen. Denn die Zeiten, wo z. B. Bleichröder ebenfalls solche Versuchsreisen nach Petersburg unternahm, sind längst vorbei. Jedenfalls wird sich Mendelssohn nicht einmal in Vorverhandlungen eingelassen haben, bevor er dabei unseres Auswärtigen Amtes ganz sicher war. Unsere Diplomatie muß also bereits seit Monaten gerade gegen Rußland besondere Rücksichten geübt haben, die zwar bei uns nicht weiter bekannt gewesen sind, aber doch vielleicht seitens Kokoszews den Pariser Emittenten der Milliardenanleihe von weitem gezeigt wurden. Die rein wirtschaftliche Frage, ob Deutschland gut tue, wieder sehr große Summen nach dem Auslande zu legen, ist ebenfalls mit ein paar Worten noch nicht abgetan. Nur wäre es gut, wenn jene für uns bestimmten Obligationen auch für Frankreich von vornherein marktgängig gemacht würden, damit der große französische Markt auch diese Werte mit aufzunehmen vermag, wie er schon soviele andere Rubelpapiere und gerade in den letzten Jahren von uns erhalten hat.

Sittlichkeit.

Von Johannes W. Harnisch.

Sittlichkeit. Man scheut sich allmählich, das Wort in den Mund zu nehmen. Der Begriff ist besudelt. Man versteht darunter eine saftlose, impotente Geschlechtsmoral; wer fein züchtiglich und jüngferlich durchs Leben ging, nie, ehe Staat und Kirche ihn autorisierten, ein Weib berührte, ist sittlich. So die gassenläufige Behauptung. Ihr verbindet sich die Fiktion: Jeder, von dem nicht das Gegenteil auf dem Markte ausgeschrien wurde, ist solch ein sittlicher Mensch. Niemand zweifelt, daß die Fiktion falsch ist; niemand zweifelt, daß, ganz gering gerechnet, zum mindesten 90 Prozent aller Männer dem Eros auch außerhalb der ehelichen Schlafkammer opferten. Jeder weiß, daß auch für die Frauen, trotz allen Unterschieds in der Physis, die Fiktion nur in einem Bruchteile der Fälle stimmt. Tut nichts.

Ein deutscher Gesandter in irgendeinem verbuhlten Orientneste ist Junggeselle. Sein Haus wird, wie nötig und selbstverständlich, von einer Dame versehen. Eines Tages heult's irgendwo: Er

hat ein Verhältnis mit dieser Dame; und „zwingt“ die hochsittliche Gesellschaft dort, sich mit ihr an einen Tisch zu setzen! Skandalum. Nehmen wir einmal an, es handle sich um Bukarest, wo die Würde des Reichs so schamlos geschändet wird. Kennt niemand Karl Emil Franzos? Man lese doch nur nach, was er über die geschlechtliche Sittlichkeit im schönen Rumänien sagt. Wer, der's tat, wird irgend ernsthaft behaupten wollen, der schlimmste Schürzenjäger könne in diesem Lande der Würde des Reiches abträglich sein? Hier handelt's sich nicht um einen solchen; handelt's sich einfach darum, daß dem Vertreter des Deutschen Reiches dort ein Verhältnis zu seiner Hausdame nachgesagt wird. Nachgesagt; Genaues weiß natürlich niemand. Gesellschafts- und Schlafzimmerklatsch. Er genügt, damit der Name des Mannes, dem er gilt, unter wildem Gekreisch an die Schandsäule geheftet wird. Von Leuten natürlich, die noch nie eines Mägdleins Schlafzimmer betraten; denen nie ein herzklopfender Besuch in ihrem Junggesellenzimmer galt. Gleichviel: Der Mann ist weder Eunuch noch mit einem Quäkertemperament begabt. Deshalb durfte er sich nicht irgendwelche geschlechtliche Beziehungen nachsagen lassen. Doch, sagen die Aufgeklärten, das durfte er schon. Er durfte nur nicht die Dame, mit der ihm solche Beziehungen nachgesagt werden, an seinem Tische dulden. Das heißt also: am Tage, da zum ersten Male den beiden Eros die rotglühende Fackel schwang, mußte er ihr sagen: „So, liebes Kind, von heute an darfst du nicht mehr an meinem Tische sitzen. Man könnte sonst vielleicht einmal klatschen. Und der Schande, daß über einen kräftigen, vollblütigen Mann geklatscht wird, darf ich das Deutsche Reich nicht aussetzen. Natürlich wird jeder stutzen, warum du auf einmal an meinem Tische fehlst. Natürlich wird sich jeder bald zutuscheln, was der Grund ist. Dein Ruf ist ruiniert. Für dich eintreten, darf ich aber nicht; ich muß mich zum Ruhme des Deutschen Reiches mühen; und keinem ehebrecherischen Bukarester Dämchen darf ich zumuten, daß sie fürder mit dir an einem Tische sitze.“ So müßte der Mann nach unseren aufgeklärten Katonen sprechen. Wie ekelhaft roh und gemein!

In einem Lande, wo dies die Sittlichkeit der Aufgeklärten ist, darf man sich über die Sittlichkeitsbegriffe der Zeloten nicht wundern. Nacktkultur. Seit Monaten dröhnt uns das Wort in den Ohren. Nicht ihre Propagateure haben dem Worte diesen Hall verliehen. Das tat das Roeren-Syndikat, das aus einer Unbeträchtlichkeit glücklich eine Affaire gemacht hat. Nacktkultur. Das Wort klingt nach etwas. Und, schließlich, steckt auch einiges dahinter. Allerlei ideale Strebungen nach Rasseveredlung und Schönheitspflege. Kein Zweifel, daß auch allerlei weniger Erfreuliches sich dort einmischte: Geschäftliche Spekulation, Lüsternheit, Unzucht vielleicht. Erwiesen ist das letzte nicht, war zudem bei den öffentlichen Abenden, denen der Entrüstungssturm galt, naturgemäß ausgeschlossen. Und wer mit Gefährten in seinen vier Pfählen Orgien zu feiern wünscht, der tut's, ob er ein Schlagwort hat, das ihn belobigt, oder nicht. Daß sich in die öffentlichen Vorführungen Lüsternheit mischte, wird niemand wundern. Wohinein mischte sie sich nicht? Wer ist sicher, daß die Novize bei der Vorstellung des Seelenbräutigams nicht Lüsternes fühlt? Der Kavalier beim Anblick der Damen im Hofkleide? Der Parkett- oder Galeriebesucher, wenn Johanna von Arc pathetisch ihre fruchtlose Liebe in Klagen ausströmt? Sinnlichkeit, gewiß, sie kann vom Anblicke der Nacktheit für uns Verhüllung Gewohnte sich stärker regen. Wär's so schlimm? Wir haben blindgläubig den Satz übernommen, daß die Kunst mit dem Sinnlichen nichts zu schaffen habe. Man sollte diesen Satz einmal mit prüfendem Finger abklopfen, ob er vollen Gehalt hat oder hohl und inhaltlos ist. Will man ernsthaft behaupten, die Danaen, Leden, Europen, Semelen der Renaissancemeister, Rubens blonde Fleischmassen, Watteaus und Bouchers Zierlichkeiten, selbst Böcklins Meerweiber und Selige seien ohne sinnliche Wirkung? oder hätten sie nur zufällig, ohne daß der Meister an sie dachte? Sind's Kunstwerke? Ich denke. Und ist der Gattungstrieb etwas Gemeines, das aus den reinen Sphären hochstehender Menschheit verbannt sein müßte? Lüsternheit ist etwas Häßliches; schön; aber sie ist dem reinsten Kunstwerke, der harmlosesten Situation nicht fern zu halten. Die Phantasie des Lüsternen findet überall Häkchen, an denen sie klammern kann. Und geschäftliche

Spekulation! Gibt es etwas Reines und Ideales, das sie nicht in ihren Bereich zöge? Solange der Mensch Hunger fühlt nach allerlei, wird sie nirgends auszurotten sein. In der Liebe nicht und im Patriotismus; in der Religion nicht und nicht einmal, fürchte ich, in der Sittlichkeitsbewegung.

Daß durch die öffentlichen Nacktdarstellungen ernsthafte Beunruhigung geschaffen wurde, bestreite ich. Unter den Schimpfenden mag mancher gewesen sein, dem nur die Doppelkrone etwas zu viel war. Daß die Herren vom Blauen Kreuze, von den Jünglingsvereinen, und daß ältere Familienväter chockiert waren, glaube ich. Daß gegenüber der laut geblasenen Entrüstungstrompete alle verfügbaren Polizeirechte herangezogen wurden, mag in der Ordnung sein. Daß Herr Roeren sich schön benommen hat, bestreite ich.

„Frauenzimmer in seiner Schamlosigkeit". Und gleich dreimal. Ein bißchen viel. Was weiß Herr Roeren von Fräulein Desmond? von ihrem Leben? von ihren Gesinnungen? Ist er ganz sicher, daß sie nicht einer Kulturaufgabe zu dienen vermeint? Ein anständiger Mann würde keine Straßendirne ohne Not „schamloses Frauenzimmer" titulieren. Nur eine, die ihn belästigte. Hat die Desmond Herrn Roeren belästigt? Ich wüßte nicht. Herr Roeren aber glaubt sich berechtigt, sie zu schimpfen; öffentlich; daß es durch die Welt hallt. Mag er. Kultur? Ritterlichkeit? Wer wollte von Roeren Kultur und Ritterlichkeit verlangen?

Eins aber kann man von ihm verlangen: daß er, der Vorkämpfer der Sittlichkeit sein will, nicht selbst den Sittlichkeitsgesetzen Hohn spreche. Ich finde, er hat's getan. Ich finde es jämmerlich, einen Wehrlosen im Schutze der Immunität zu beschimpfen; eine Wehrlose zumal; und sich zu weigern, das schimpfende Wort so zu wiederholen, daß die Beschimpfte sich zur Wehr setzen kann. Ich erinnere mich dabei, daß Herr Roeren das Gleiche schon einmal tat. Gehässigen Neger- und Missionarslügen über den Bezirksamtmann Schmidt lieh er laute Resonanz. (Das Schöffengericht stellte später fest, daß der Beweis, er habe sie wider besseres Wissen verkündet, nicht erbracht sei; fügte aber hinzu, dieser Beweis sei außerordentlich schwer zu führen.) Als Herr Schmidt ihn aufforderte, sein Wort zu wiederholen, damit er sich von den Anwürfen reinigen könne, weigerte sich Herr Roeren. Dabei ist gerichtlich festgestellt worden, daß Herr Roeren nur die ungünstigsten Aussagen der (mehrfach umgefallenen) ungünstigen Zeugen zu Gehör brachte. Daß er deren günstigere Aussagen und die der Entlastungszeugen zum Teil gar nicht erwähnte, zum Teil ohne jede Erörterung des Für und Wider als falsch abtat. Daß er die für Schmidt günstigen Urteile allgemein als wahnsinnig bezeichnete, ihre Gründe und ihre tatsächlichen Feststellungen aber verschwieg. Der so handelte, war nicht ein jugendlicher Fanatiker, dem der Eifer für die von ihm vertretene Sache die Fähigkeit ruhiger Abwägung raubte. Das war ein in der Justiz ergrauter, den Jahre des Wirkens in der Öffentlichkeit zur Vorsicht erzogen; der aus seiner Gerichtspsaxis viel besser als der Laie weiß, daß aus den lückenhaft durch Berichte Dritter vermittelten Belastungsaussagen einiger Zeugen sich niemals ein Bild des Sachverhaltes gewinnen läßt.

Solch Handeln findet Herr Roeren in Übereinstimmung mit dem Sittengesetze. Ich habe nicht die Absicht, mich mit ihm darüber zu streiten. Ich find's unsittlich. Finde nicht, daß die Angst vor den gesunden Freuden des Körpers allein genügt, um jemandem Anspruch auf das Prädikat des sittlichen Menschen zu geben. Glaube auch nicht, daß dies die Ansicht des Nazareners war, dessen treuen Jünger Herr Roeren sich fühlt. Wär's anders, hätte ja auch Herr Kolander aus Itzehoe Anspruch auf diesen Titel. Er hat ekelhafte und rohe Gemeinheiten gegen die seiner Willkür ausgelieferten verderbten Kinder und Mädchen begangen. Was tut's? Er bekundet, er würde sich geniert haben, eine davon im Hemde zu sehen . . . Daß ich immer noch nicht einsehen kann, Herr Kolander sei ob dieser Seelenregung ein sittlicher Mensch. Ich finde ihn wirklich unsittlich. Und glaube, dem grotesken Beispiele wieder einmal entnehmen zu sollen, daß die Stellung zur Prüderie und zu den geschlechtlichen Dingen mit der sittlichen Qualifikation des Menschen nichts zu schaffen hat.

Reflexionen über das österreichische Gymnasium.

Von Dr. Adolf C. von Noe,
Dozent an der Universität Chicago.

Das österreichische Gymnasialelend hat in letzter Zeit wieder die öffentliche Aufmerksamkeit etwas mehr als gewöhnlich erregt und gewiß bei vielen, die in Österreich Gymnasiasten waren, längst und gern vergessene Erinnerungen erweckt. Da mein gegenwärtiger Beruf besonders geeignet ist, Vergleiche mit den eigenen Schülerjahren zu veranlassen, so möge mir gestattet sein von diesen Gedanken einiges mitzuteilen.

Vor sechzehn Jahren vollendete ich das Gymnasium in einer österreichischen Provinzialstadt und heute noch sehe ich deutlich vor mir die Disziplinarordnung mit ihren vielen Paragraphen, worin fast ebensoviel verboten war wie in einer Gefängnisordnung. Besonders das Druckenlassen und Veröffentlichen eigener Geistesprodukte der Schüler war schwerstens in Acht und Bann getan, obgleich die Gefahr einer Überschwemmung des deutschen Büchermarktes mit Gymnasiastenliteratur nicht als drohend bezeichnet werden konnte. Die Verfasser dieser Verbote hielten es zweifellos für das beste Erziehungsprinzip recht viel zu untersagen, besonders alle selbständigen geistigen Regungen aufstrebender Talente. Jene Paragraphen erscheinen mir heute wie enge Röhren, durch die sich nur ein Durchschnittsmensch winden kann. Wenn einmal einer kam, der für die Röhren zu groß war, dann mußte er sich verstümmeln lassen, wenn er durch wollte. Daß nur beileibe nicht die Röhren darunter litten! Sonst wäre das Vaterland verloren gewesen.

Jetzt gehöre ich selbst zum Lehrkörper eines großen amerikanischen Kollege und sehe mit stillem Neide, wie gerade das gutgeheißen und gefördert wird, was mir im Jünglingsalter verboten war. Jedes amerikanische Kollege, ja schon die Mittelschule hat seine von Studenten herausgegebene Zeitung, worin freie Meinungsäußerung erlaubt ist. Hervorragende Politiker sprechen vor den Studenten. Ich habe Roosevelt, Bryan und andere hier gehört. Die Debattierklubs der Studenten erörtern politische und soziale Themata, kurzum der Student darf sich für alles interessieren, was einem anständigen Menschen und Staatsbürger wissenswert erscheint. Er darf darüber eine Meinung haben und dieselbe aussprechen, ja sogar drucken lassen. Wenn einer sich einmal dabei blamiert, so lernt er etwas und wird es in Zukunft anders machen.

Aber es ist ja so bedeutend leichter, die Äußerungen einer beginnenden Persönlichkeit zu unterdrücken als die jugendliche Kraft zu bilden und in die richtigen Bahnen zu lenken. Der junge Geist könnte ja so ketzerisch sein, andere Meinungen und Überzeugungen zu entwickeln, als die hohe Obrigkeit für richtig hält, und schon im „Don Carlos" will jemand die Verwesung lieber sehen als die Freiheit. Daß der junge Mensch dennoch auf eigene Faust sich auszuleben versucht und dabei auf Abwege gerät, ist zwar altbekannt, gehört jedoch nicht zur offiziellen Kenntnis amtlicher Pädagogen.

Man hat auch in der ganzen Welt keine solche Angst vor individueller Selbständigkeit wie in Österreich. Ist es nicht bezeichnend, daß der Österreicher erst mit vierundzwanzig Jahren seine Selbstbestimmung erhält, während in der übrigen ganz- und halbzivilisierten Welt die Großjährigkeit mit Vollendung des einundzwanzigsten Jahres eintritt!

In Amerika weiß man ganz gut, daß die Bewegungsfreiheit des Individuums ganz von selbst ihre Grenzen findet an den Gesetzen der Gesellschaft, des Staates, der Religion und besonders an den Erfahrungen des praktischen Lebens, welche recht eindeutig lehren, was einem jeden nützlich oder schädlich ist. Innerhalb dieser natürlichen Grenzen soll sich jedoch das Individuum ausleben dürfen. Es lernt dabei sich selbst Lehrmeister zu sein und seinen Weg selbst zu bestimmen. Selbstbeherrschung ist eine notwendige Folge, und jedermann, der längere Zeit in Amerika gelebt hat, weiß, daß gerade die Amerikaner Selbstbeherrschung für die notwendigste Tugend des Gentleman halten. Auch hört man hier nie das Schimpfen über die einmal gewählte Lebenslaufbahn, das am deutschen Stammtisch in so üppiger Blüte steht. Ein Mensch, der gelernt hat, sich selbst zu bestimmen, findet gewöhnlich die ihm am besten zusagende Lebens-

stellung, vielleicht nicht gleich, gewiß aber im Laufe der Zeit.

In Amerika setzt die Schule beim Schüler einfach voraus, daß er sich wie ein anständiger Mensch zu benehmen hat, im übrigen aber kann er bei Erfüllung seiner Lernpflichten tun und lassen, was er will. Er darf seinen Charakter entfalten. Ihm fehlt die Versuchung seinem Lehrer zu schmeicheln oder ihn zu hintergehen. Er kann diesem gerade ins Auge sehen und widersprechen, wenn er sich im Rechte fühlt. Die Lüge wird vom Amerikaner als das gemeinste Laster angesehen. Der Lehrer ist hier kein Potentätchen, das sich auf seinem hölzernen Throne wie ein kleiner Gott fühlt und von einer Schar von Bedientenseelen umschwärmt sein möchte. Die tüchtigsten Schüler sind hier keine engbrüstigen, brillentragenden Gestalten, deren Ideal es ist, das Potentätchen der Klasse zu kopieren und die aufgegebene Lektion von vorne und rückwärts aufsagen zu können. Dagegen sind sie kräftige, junge Männer, von offenem und unabhängigen Wesen, die ihre Aufgabe gut machen, weil sie überzeugt sind, daß sie damit ihrem eigenen Besten dienen. Man mißverstehe mich nicht. Ich weiß genau, daß ich hier auf Extreme hinweise, aber leider sind diese Extreme bei uns nur allzu zahlreich vorhanden.

Wie oft werden ursprünglich kräftige Schülernaturen im Gymnasium gebrochen, um nur in die amtliche Schablone zu passen, während gerade der moderne Kampf ums Dasein die höchsten Anforderungen an Willensstärke und Unbeugsamkeit stellt. Ein starkes und aufrechtes Rückgrat wäre im Leben von höchstem Wert, aber man läßt sich leichter regieren, wenn man keines hat. Darum weg damit!

Das Gymnasium ist eine Quarantäne-Station, in welche sich kein Lebensbazillus verirren darf. Der künftige Staatsbürger und Wähler darf kein Sterbenswörtchen hören von den politischen und sozialen Problemen seiner Zeit. Diesen tritt er nach Beendigung seiner Isolierhaft mit der naiven Unschuld eines Neugeborenen entgegen. Der junge Arbeiter oder der katholische Seminarzögling sind ihm an politischer Bildung um hundert Schritte voraus. Die Beiden sind politisch ganz gründlich eingepaukt worden, allerdings in einer höchst einseitigen Richtung. Man kann die Wirkungen sehen, wenn man die Energie der Sozialdemokraten und Ultramontanen mit derjenigen der bürgerlichen Parteien im politischen Leben der Nation vergleicht.

Die amerikanische Schule sucht den jugendlichen Geist mit den Realitäten des Lebens vertraut zu machen, anstatt ihn mit klassischen Träumen zu umgaukeln. Griechische Schönheitsideale und humanistische Weltanschauungen sind höchst schätzenswerte Dinge, wenn sie das Innenleben verschönern helfen, aber ganz ausfüllen sollen sie es nicht. Leider kommt man mit ihnen nicht sehr weit im heutigen Leben. Vergleichen wir einmal ein österreichisches Schulbuch und seine Aufsatzthemen mit einem amerikanischen. Dort stehen lauter Titel, wie: „Was bewundern wir an den alten Römern?“ oder „Worin besteht der weltgeschichtliche Beruf der alten Griechen?“ Im amerikanischen Schulbuche handelt es sich um Aufsätze über Fremdeneinwanderung, Präsidentenwahl, Zollpolitik und ähnliches. Gewiß ist der Junge nicht berufen, an diesen Problemen mitzuarbeiten, aber er soll sich politisch und volkswirtschaftlich an ihnen bilden. Im amerikanischen Kollege gehören Nationalökonomie, Soziologie und Staatswissenschaft zu den populärsten Elementarkursen. Wie viele deutsche und österreichische Studenten hören freiwillig diese Fächer?

Der Zusammenhang des amerikanischen höheren Schulwesens mit dem Leben wird allerdings auch dadurch gewährleistet, daß keine Hofräte in den obersten Schulbehörden sitzen, sondern lauter praktische und tüchtige Männer, die sich durch geschäftliche und berufliche Erfolge das Vertrauen ihrer Mitbürger erworben haben. Ich bin nicht davon überzeugt, daß eine Aufsichtsbehörde der Schulen sich aus lauter Laien zusammensetzen soll. Viele Übelstände werden dadurch hervorgerufen, aber der Bevölkerung gebührt Sitz und Stimme im Schulrat, ihre Wünsche sollen unmittelbar zum Ausdruck kommen können und nicht erst auf dem unendlichen Umwege der Petitionen oder gar erst der Petitionen im Abgeordnetenhaus. Wenn die Bevölkerung berechtigt ist, bei der Verwaltung von Stadt und Land mitzusprechen, so sollte sie auch das Recht haben, mit-

zubestimmen über die Schulbildung ihrer Söhne und Töchter.

Verglichen mit der reingeistigen und kasernenmäßigen Ausbildung am Gymnasium zeichnet sich die amerikanische Schülererziehung vorteilhaft aus durch Pflege und Förderung unabhängiger Persönlichkeiten. Damit legt sie die Grundlage für die allgemeine Achtung vor der Menschenwürde, welche der schönste Zug im amerikanischen Volksleben ist und manchen häßlichen Fehler aufwiegt. Es läßt sich kein schreienderer Gegensatz denken, als der zwischen der amerikanischen Schule, welche für das Volk da ist und vom Volke verwaltet wird, und einer Schule, die für die Bureaukratie besteht und von der Bureaukratie geleitet wird.

„Mondaine" Kultur.

Von Gobbo.

Einen Wiener kannte ich, der die ihm eigentlich von Rechts wegen gebührende Lebenslustigkeit nicht anders zu dokumentieren wußte, als daß er von Zeit zu Zeit ohne jede Veranlassung in den Ruf ausbrach: „Gehts Kinder, san mer feeeeesch!" Eine Handvoll Berliner kenne ich, die ihre sich zu Unrecht angemaßte Kulturlichkeit nicht anders zu dokumentieren wissen, als daß sie auf die Frage: Was seid ihr denn jetzt? mit Überzeugung antworten: Jetzt sind wir mondain! . . . Diese Handvoll Berliner herrscht. Und es erging gemessene Order an Stadt und Land, zu zeigen, in welchem Maße Berlin ein Hort mondainer Kultur sei. So entstand die Ausstellung: Die Dame in Kunst und Mode. Diese Ausstellung ist wohlgelungen. Nur gehört sie so wenig nach Berlin, wie „Pfirsich à la Melba" zu schlichter Hausmannskost; nur ist sie amüsant, nicht weil, sondern trotzdem mondaine Kulturpfuscher die Ausstellung „beseelen". Das sehe ich am Katalog; dort regiert das Wort. Und ich finde so profunde Weisheiten über die Welt und das Leben der mondainen Frau wie: „Dame sein — heißt: Stil haben; Stil haben — heißt: selbstverständlich das tun, sagen, wählen, was dem eignen Wesen und den Bedingungen des Lebens entspricht" (ein Königreich für jemand, der — Stil hat), oder „Neue Stühle machen keine neuen Menschen . . . neue Menschen machen neue Stühle" (ein Königreich für einen — neuen Menschen), oder: „Was ist besonders hold und edel? — In der ‚Dame' das ‚süße Mädel'", oder: „Mode wird nur, was nicht von einer Gruppe, nicht von einem Schneider, sondern von einer Dame aus der Schönheit ihres Leibes oder den Partikularitäten dieser Schönheit erfunden wird", oder: „Der Tag einer Dame ist wie der Tag einer Rose, die in hohem Kristallglas des Morgens zu wunderbarem Leben erblüht und des Abends in Schönheit stirbt."

In den Räumen der Ausstellung aber herrscht die Tat: Viel köstliche Dinge sind da zur Schau gestellt. Doch für wen? Ich war dort, als der Eintritt eine Mark und als er drei Mark kostete. Ich war dort zu Stunden, in denen die „mondaine" Frau in die Erscheinung tritt. Ich sah hübsche und häßliche, elegante und unelegante Frauen, doch keine kam, die ins mondaine Reich zu passen schien. An des Reiches Pforten blieben fast alle stehen — erstaunt und neidisch. Den wenigen aber, die sich hineinwagten, merkte man gleich an, daß sie Fremdlinge waren: aus Berlin oder aus dem Orient nach „Mondanien" verpflanzt und nicht heimisch geworden. Denn mondain sein, heißt nicht, das Raffinement eleganter Äußerlichkeit zur Lebenswichtigkeit, sondern die spießbürgerlichen Wichtigkeiten des Daseins durch etwas Raffinement wieder genießbar machen . . . Diese Ausstellung ist ein Zeichen schlimmer kultureller Verlegenheit. Bedauerlich. Und doch haben wir auch allen Anlaß, uns darüber zu freuen. Denn böte uns die Ausstellung wirklich ein Bild der Welt, in der die Dame von heute oder gar die von morgen lebt, — es wäre zwar schön, vielleicht auch stilvoll, allein im Grunde genommen wäre es entsetzlich.

Strindberg und Nietzsche.

Von Hans Landsberg.

Im letzten gesunden Jahre Nietzsches, vor zwei Dezennien also, sind die beiden Männer in Berührung gekommen. Sie fanden sich ganz natürlich in der großen Einsamkeit einer Kulturwelt, die sie mit feindlichen Blicken maß, weil beide es gewagt hatten, an alten Satzungen zu rütteln. Strindberg hatte Gesellschaft und Moral gegen sich empört und mit seinen „Ehegeschichten" das ganze Heer der emanzipationslüsternen neuen Frauen gegen sich aufgebracht. In seiner wandlungsreichen Entwicklung, die später in raschem Ablauf zum Mystizismus und hernach wieder zu neuen Gärungen führte, war er vorläufig beim absoluten Skeptizismus angelangt und schrieb die Worte: „Schwarz ist, was der eine sagt, weiß ist, was dem andern behagt; hat man aller Antwort vernommen, ist man ins graueste Grau gekommen."

In dieser Stimmung traf er auf Nietzsche, dem Strindbergs „Giftas" (Ehen) als Zeugnis eines freien Geistes großen Genuß bereitet hatten. Wie so oft ist Brandes der Mittler. Er schreibt im November 1888 an Nietzsche: „Es wird Strindberg freuen, daß Sie ihn schätzen. Ich kenne nicht die französische Übersetzung, die Sie nennen. Aber man sagt hier, daß all die besten Partien in ‚Giftas' (mariés) weggelassen sind, besonders die witzige Polemik gegen Ibsen. Lesen Sie aber sein Drama ‚Père'; es ist ein sehr großer Zug darin. Er würde es Ihnen gewiß gerne schicken. Aber ich sehe ihn so selten, er ist menschenscheu wegen einer unendlich unglücklichen Ehe. Denken Sie sich, er verabscheut seine Frau seelisch und kann sie physisch nicht entbehren. Er ist ein monogamer Misogyn!" Die Scheu vor der Bekanntschaft mit neuen Menschen hatte Strindberg augenscheinlich davon abgehalten, dem deutschen Psychologen füs die Übersendung des „Fall Wagner" zu danken. Und so hört Nietzsche nur durch Brandes, daß der „größte schwedische Schriftsteller" ganz für ihn gewonnen sei. Als eine jener stummen Aufmerksamkeiten, die geistig Große an Menschen senden, von denen sie sich erkannt glauben, geht Strindberg dann der „Zarathustra" zu. Und seine schneidende, weltverachtende Kälte, die immer wieder von dem Gegenpol fieberhafter Rauschempfindungen, geheimnisvoller Gesichte und brünstiger Triebe abgelöst wird, scheint an Nietzsches pantheistischen Dithyramben neues Leben und Zukunftshoffnung getrunken zu haben. Der Sozialist und Utilitarier, denn das war Strindberg damals, klammert sich an das Ideal des Übermenschen, vor dem die bislang verschlossenen Pforten einer neuen Welt sich sprunghaft auftun. „Strindberg", schreibt Nietzsche an Freund Gast (Dezember 1888) „hat mir vorgestern seinen ersten Brief geschrieben — es war der erste Brief mit einem welthistorischen Akzent, der mich erreichte. Er hat den Begriff davon, daß Zarathustra ein Non plus ultra ist . . . Strindberg hält mich übrigens für den größten Psychologen des Weibes . . ." Wir schreiben den Dezember, und wenige Wochen später bricht das Dunkel herein über Nietzsche. Von weiteren persönlichen Beziehungen kann also nicht die Rede sein.

Aber in der Produktion der Schweden gehören die drei nächsten Jahre, in denen die Romane „Tschandala" und „An offener See" entstehen, der Auseinandersetzung mit den Problemen Nietzsches. Der Philosophie des Deutschen entnimmt er die These von den zwei sich ewig bekämpfenden Menschenkasten, den Herren und den Sklaven, die Lehre, daß jede höhere Kultur in durchaus antisozialem Sinne die Existenz einer niedrigen Menschenklasse, die nur den Dünger bildet für die geistig Vornehmen, zur Voraussetzung habe: „Tschandala soll ganz unten liegen als wärmender nährender Dünger, damit der Adelsstamm der Arier emporwachsen und seine Blumen tragen könne, einmal alle hundert Jahre gleich der Aloë."

In Strindbergs Geistesleben ist diese Nietzsche-Epoche nur eine Episode, ein Tribut an eine Strömung, die in jenen Tagen dem ganzen Norden gemeinsam ist und selbst bei so gegensätzlichen Naturen wie Björnson und Ibsen zum Ausdruck kam. Man griff zu Nietzsche, weil man sich an Marx und Darwin müde gelesen hatte. Auf die Gefahr, sich einer Selbsttäuschung hinzugeben, ließ man sich von den Visionen des neuen Adelsmenschen und von den kommenden Triumphen

des Geistesaristokraten, der über die Herde triumphiert, berauschen.

Bei Strindberg ist die Reaktion besonders stark. Sie schlägt ins Gehässige. In einer seiner jüngsten Schriften, dem von Kabbalistik und okkulten Strömungen durchwirrten „Blaubuch“ (1906) lesen wir die bezeichnenden Worte: „Dies ist der ganze Kern des Darwinismus, dieser Torheit, die in das Bewußtsein der Zeit schlüpfte, als diese Zeit von der Jagd nach Macht und Luxus überanstrengt war. Aber dieser Beelzebub konnte nur mit einem andern ausgetrieben werden. Das war Nietzsche. Ein losgelassener Dämon, der den Affen tötete, den Menschen wieder aufrichtete und die alten Pöbelwerte umwertete. Er wurde verstanden, weil er die Sprache der Affilinge sprach. Das war die einzige Art, sie zum Lauschen zu zwingen. Einen christlichen Propheten hätten sie niemals angehört. Nachdem er aber ausgesprochen hatte, wurde seine Zunge vernagelt.“

Psychologisch versteht man, wie Strindberg dem Apostel, dem er einst gehuldigt, diese feindlichen Worte zuschleudern kann. Für ihn, dem sich die geheimen Schicksalsmächte offenbart haben, ist der Antichrist, der kraft seines Zukunftsglaubens das alte tausendjährige Dogma zerschmettert, ein Greuel, und in seiner Heimsuchung sieht er nur gleich dem Diener der Kirche die gerechte Strafe des Himmels.

Neue Liebesbriefe.

Von Felix Stössinger.

Kein lückenloses Bild steigt aus den Briefen auf, die Elisabeth R. (Babet) an Boursault geschrieben hat. Nicht alle Farben, Schattierungen, Sehnsüchte, Theoreme und Blutwallungen sind in ihnen festgehalten, von denen die Liebesbibel des Fräulein de Lenclos voll steht, schwer und reif, wie die Früchte im Sommer. Sie war ein munteres Frauenzimmer, die Babet, mit lieblichem Witz und anmutiger Güte und hatte lange nicht so viel erlebt, wie ihre große Zeitgenossin Ninon. So hat sich kein Abdruck der ganzen Liebe in die zierliche Schrift geprägt, aber ein Lebensausschnitt des Wunderreiches, in dem sich alles gleicht und nichts sich wiederholt, steht fest wie ein Scherenbild umrissen da. Und dieser Ausschnitt ist erfüllt von den Schicksalen und den Gemütskurven zweier Herzen und von dem Bilde einer Zeit, die aus Liebe, Kirche und Küche ein Leben zusammenzusetzen wagte.

Es war kein Flirt in unserem Sinne, den die Menschen dieses Alters trieben. Ihre Liebe scheint oberflächlich, die Zuneigung herzlos gewesen zu sein; gering die Vertraulichkeit zwischen den Geschlechtern. Kein Seufzer dringt aus dieser Atmosphäre von unverstandener Menschlichkeit, die Menschen wollten sich selbst nicht verstehen und hatten nichts in sich, was zu verstehen schwierig war. Die Liebe war Genuß, und der Genuß hieß Liebe. Von Haus zu Haus gingen die Liebeszettelchen, und nichts enthielten sie, als Scherze, Vorwürfe, Fragen, Antworten, Vorschläge, Schmeicheleien und delikate Wünsche. Aber alle diese Nichtigkeiten mußten bunt auf einander folgen, graziös gereicht werden, in einen Wirbel von Esprit und Galanterie gehüllt und so zierlich geschrieben sein, wie Blumen auf Porzellan von Sèvres gemalt werden. Der Geist war alles. Die Erlebnisse als Aphorismen sondern und die Aphorismen als Erlebnisse ausgeben, ist keine geringe Kunst, und wer nicht Geist genug hatte, der borgte ihn sich aus der Literatur. Als z. B. der plumpe normanische Monsieur de Launay, Sieur du Mesnil an Babet einen Brief richten sollte, schrieb er schlankwegs einen ab, der bei Voiture an Mademoiselle Paulet gerichtet war. Und die mokante Babette verfiel nun auf den Witz, ihn einen zweiten in Gegenwart Boursaults schreiben zu lassen und ihre Antwort aus dem Roman „Pierre de Provence“ zu stehlen. Nötig hatte sie es wohl nicht, denn sie war sehr verständig und voll Humor und hatte, was am allerschwersten wiegt, auch viel Gemüt und Güte.

Wo die anderen tändelten, liebte sie, und wo die anderen Epidermiskitzel wollten, suchte sie ihr Leben dem Liebsten zu weihen; nicht immer ohne Eifersucht. Alles Raffinement, mit dem man einen Liebhaber quält oder entzückt, schüttete sie dann in ihre Billets, mit ein paar Worten stellte

sie die widersprechendsten Menschen nebeneinander und zeigte feinstes Verständnis für die Behandlung einzelner Seelen. War es zuerst Eitelkeit, daß sie ihre Herrschaft auf den Dichter Edme Boursault, den Boileau in den „Satyres", im Kampf um Molières „Ecole des Femmes" einen „froid rimeur" genannt hatte, ausdehnen wollte, so war doch der Keim dieses Willens wirkliche Liebe. Schon in ihrem ersten Brief hält sie vor ihren Liebesseufzern schwer ihre Frauenwürde aufrecht. Mit stolzen Worten antwortet sie auf stolzen Sinn, aber was ist der Stolz einer Frau, welche ihre Schönheit ausspielt, um an ihre Schönheit zu erinnern?

Sechzehnhundertvierundsechzig scheint sie im Kloster gestorben zu sein. Ruhig ging die Jugendliche hin, wo dem Geliebten kein Nebenbuhler lebte, um nicht den ungeliebten Mann zu freien. Rührend klingt ihre Geschichte aus, die sich in vielleicht (wie bei Ninon) fingierten Briefen vor dem Leser entwickelt. Sie sind nicht unbekannt und nicht die schönsten aus diesem goldenen Zeitalter amoureuser Federn. Aber sie sind reicher an menschlichen Zügen als manches andere Dokument dieser Zeit. Jetzt hat sie Julius Zeitler in Leipzig neu aufgelegt und jeder kann sich an dem verschnörkelten Geist Boursaults und der beständigen Liebe Babets erfreuen. Ich denke, man wird ihre Briefe mit behaglichem Vergnügen lesen.

Berliner Theater.

Von J. A. B.

Der König.

Nun lacht das Berlin Wilhelms II. ebenso laut wie Clemenceaus Paris über die weltklugen Witze dieser Komödie.

Die zünftigen Volkstribunen, die politischen Gewerbetreibenden — nichts von ihren Menschlichkeiten ist uns fremd. Zu aristophanischen Höhen will dieser leichten Sinns gefügte Ulk nicht empor, aber es sind ewige Figuren, denen er das Kostüm unserer Zeit übergeworfen. hat. Drum sind sie überall im Nu zu erkennen und von internationaler Lustigkeit.

G. A. de Cavaillet, Robert de Flers und Emanuel Arène. Also drei Köche auf einmal. Daß sie das Ragout doch noch schmackhaft gewürzt haben, ist nicht so erstaunlich, wie daß gleich drei Beobachter des öffentlichen Treibens sich — fern von Giftigkeit und Pathos — zu einem so ehrlichen Lachen zusammenfanden. Zu einem erlösenden Gelächter, das rechts und links niederregnet. Bei uns wäre zumindest ein Schulmeister und ein Entrüsteter darunter.

Diese muntere Skepsis mag dem Tätigen gefährlich werden; den drei Komödienschreibern hat sie den Spiegel, in den das Leben hineintanzt, in delikat-frechen Kurven geschliffen, daß drin selbst die vielen alten Operettenspäße neu werden.

Ein unendliches Gaudium ist die Menagerie der Politiker: Der Deputierte, der sich seine Donnerreden von seinem Sekretär diktieren läßt, der Parvenü im Sozialistenfell, der als Leidtragender eines königlichen Ehebruchs durch ein Portefeuille entschädigt wird; die Volksminister, die sich in den Boudoirs eleganter Damen wie Rollkutscher benehmen und bei allen Staatsfesten die Buffets kahl fressen. Obenan der exotische König, den die republikanischen Würdenträger wetteifernd umschwänzeln, der ihnen dafür die Frauen und Geliebten wegschnappt und zum Schluß für all die Liebesgunst mit einem glänzenden Handelsvertrag zahlt. Noch knapp vor dem Besuch Eduards konnten die Berliner diese herzhafte Verulkung der entente cordiale genießen.

Die Lessingtheaterleute gingen für die lockere Burleske, in der doch eine Spur weltgeschichtlicher Ironie ist, mit demselben Elan ins Feuer wie für Ibsen, den Gestrengen. Es war ein Spiel von Meistern. Reicher, Marr, Forest, Sauer, Irene Triesch in ihrer japanischen Grazie und selbst Ida Wüst. Sie übersetzte freilich den Berlinern die Exgrisette und Deputiertenfrau, der Frankreich den herrlichsten Handelsvertrag zu danken hat, aus dem Pariserischen ins Heilemannsche.

Die Revolutionshochzeit.

Alles Geschehen ist ummarseillaiset und umtrommelt. Wenn die Zofe die Tür aufmacht,

hört man von draußen Ça ira! oder so etwas. Dazwischen Wortfanfaren, die mißtrauisch machen. Die Pathetischen sind immer verdächtig.

Behält man gar nur das Echo der letzten Flintenschüsse, dieser knallenden Lüge, im Ohr, so möchte man den jungen Dänen Sophus Michaelis zu den Musikanten stellen, die nur für die Menge blasen.

Aber es ist doch mehr in diesem Pauken- und Trompetenstück. Durch den Lärm zittert auch der Rhythmus noblerer Kontraste. Jede Situation ist — wenn auch nicht bis in ihre Tiefen erfühlt — so doch ganz erschaut. Die Leute reden alle — zwar nicht die einzig notwendige — aber fast immer eine mögliche Sprache.

Und er hat die Macht, einen plötzlich an den Ernst des Gedröhns glauben zu machen. Es ist etwas Starkes, Wildes, wenn bei der gedämpften Hochzeit des knabenhaften Emigranten-Marquis mit der Grafentochter der alte Diener, der immer stumm die Bratenschüssel gereicht hat, sich auf einmal in fanatischer Tollheit sein Jakobiner-Evangelium von der Seele schreit.

Nach dem gar zu wüsten Einbruch der Revolutionshorden und nach dem polternden Todesurteil wieder etwas Ergreifendes: wie die gleichmäßig hallenden Schritte der Schildwache die Höllenangst des zierlichen Marquis, dem die Hochzeitsnacht zur Galgenfrist wurde, vertausendfachen. Warum schlottert das wohlerzogene Herrchen, als der andere es mit Gefahr des eignen Lebens rettet, ohne ein Dankeswort und ohne sich auch nur eine Sekunde um das Schicksal seiner noch kaum umarmten Frau zu kümmern, auf und davon?

Wohl denkbar, daß auch ein glaubensstarker Revolutionsheld, einem entzückenden Weib zuliebe, ihrem gräflichen Gemahl zum Reißaus verhilft, daß die junge Gattin schnell sich in den Heroischen verliebt und mit ihm statt mit dem Angetrauten die Brautnacht feiert, aber dann müßte alles in einem schwülen Dunst, im Brodem dunkler Wünsche bleiben, dürfte nicht von solchem Wort- und Formelschwall umbrandet sein. Gut, daß auch dem Zweiten das Entsetzen in die Glieder fährt, als die Henkerstunde heranschleicht, aber böse die Tiraden des Todeskandidaten an die Sonne. Und am schlimmsten sein eigenes Kommando: „Gebt Feuer!“, wo doch selbst der wildeste Jakobinerhäuptling ihm das Weib, um das er all das tat, weiter gönnen will.

Sie spielten leidlich im Hebbeltheater. Außerordentlich war Kayßler als der von der Komtessenliebe gezähmte Löwe der Revolution. Das Publikum benahm sich jugendlich wie der Autor. Es raste Beifall.

Lebenserinnerungen eines Generals.

Von Oberstleutnant z. D. Hübner.

Für die Militärliteratur hat der sächsische Generalleutnant von Schubert in seinen, mit großer Objektivität aufgezeichneten „Lebenserinnerungen“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) vor allem die Epoche festgehalten, in der die Artillerie sich von dem Handwerk, als das sie früher allgemein angesehen wurde, zu der Waffe hob, als die sie jetzt in allen modernen Heeren der Infanterie und Reiterei zur Seite steht. Die längste Zeit seiner einen Raum von etwa 42 Jahren umfassenden glänzenden militärischen Laufbahn hat der Autor im Generalstab verbracht. Aber noch ehe er im Jahre 1849 zu diesem übertrat, hatte er als Oberleutnant bei der Truppe die schweren Tage des Dresdner Maiaufstandes mit durchzumachen, von dem die Lebenserinnerungen ein getreues Bild geben. Von den Schilderungen kriegsgeschichtlicher Ereignisse sind besonders die Darstellungen wertvoll, die den böhmischen Feldzug betreffen, den Schubert im Generalstabe mitmachte und in dem er dem damaligen Generalstabschef, dem General von Fabrice, dienstlich nahe trat. Die Berichte aus der Zeit dieses Feldzuges zeichnen sich durch besondere Frische aus und besitzen einen hohen Wert, weil Schubert scharf die Verhältnisse zeichnet, die bei den Bundesgenossen der Sachsen herrschten. Bemerkenswert ist, was er beispielsweise über den Angriff mehrerer Schwadronen des Regimentes

Lichtenstein-Husaren auf eine preußische Batterie bei Zames sagt, sowie die Episode, die er von einem österreichischen Ordonnanzoffizier erzählt, der vom Feldzeugmeister Benedek an den Kronprinzen von Sachsen eine Order bringen sollte, und der auf dem Ritt glaubte, sich „durch ein ausgiebiges Diner stärken zu müssen“ und infolgedessen mehrere Stunden zu spät ankam. „Derartige Reibungen in der Befehlsgebung waren nichts Ungewöhnliches bei unseren Verbündeten. Sie war, wenigstens bei der Nordarmee, sehr vernachlässigt.“ — Den Feldzug gegen Frankreich machte Schubert als Generalstabsoffizier der 23. Division mit, und auch hier hat er seine Arbeitskraft in den Dienst der Geschichtschreibung gestellt, allerdings nicht immer glücklich. Die Darstellung der Schlacht von St. Privat wenigstens wäre besser ungeschrieben geblieben.

Das Buch des verdienstvollen Generals ist immerhin ein geschichtliches Quellenwerk von Bedeutung und verdient in Deutschland auch über die militärischen Kreise hinaus eine freundliche Aufnahme zu finden.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Raume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2. Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst“, in der alle diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote

Im Königsschlosse

kann ebenfalls nichts besseres geraucht werden, als Salem Aleikum-Cigaretten. Dieselben sind naturell-aromatischer Qualität, aus nur edlen orientalischen Tabaken von der Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh.: Hugo Zietz, hergestellt.

Salem Aleikum-Cigaretten keine Ausstattung, nur Qualität.

Preis:	Nr.	3	4	5	6	8	10
		3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.